Preis 10 Sgr.

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

1860.

Berliner Federzeichnungen.

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Der kleine Bediente.

„Aber lieber Mann, Du wirst doch zugeben, daß weder die Köchin, noch das Hausmädchen immer durch das ganze Quartier laufen können, um die Leute anzumelden, welche Dich sprechen wollen!“ sagte in etwas gereiztem Ton die junge Regierungsräthin zu dem seit vier Monaten durch ihren Besitz beglückten Gemahl.

„Und was sollen wir thun, liebes Klärchen, um diesem Uebelstande abzuhelfen?“ antwortete etwas zerstreut der Regierungsrath und klappte ein Bündel Akten zusammen, dessen Schriftzüge jeder gesittete und rechtlich denkende Schreiblehrer für die ersten kalligraphischen Besuche hoffnungsvoller junger Hähne, wenn nicht Kapaunen halten mußte.

„Wir brauchen noch einen Domestiquen“, sagte das schöne Klärchen, „die beiden Frauenzimmer beklagen sich früh und spät über den schweren Dienst. Wenn Du nicht willst, daß ich in Nervosität untergehen soll, müssen wir noch Jemand haben; ich würde einen kleinen Bedienten vorschlagen.“

„Einen kleinen Bedienten?“ fragte der Regierungsrath mit sehr ernsthafter Miene in gedehntem Ton, „und was versprichst Du Dir von ihm?“

„Er soll die Thür aufmachen, die Leute bei Dir anmelden, die Gänge für Dich besorgen, Deine Stiefeln putzen, denn die beiden Mädchen raisonniren fortwährend über diese Arbeit und sagen mir täglich, dergleichen hätte man ihnen noch in keinem Hause zugemuthet, kurz der kleine Bediente soll Leibwache bei Dir werden, liebes Männchen!“

„Warum denn aber grade ein kleiner Bedienter? liebes Kind!“ fragte der Regierungsrath.

„Aus dem einfachen Grunde, weil eine kleine Person weniger als ein ausgewachsener Mensch verzehrt und sich leichter unterbringen läßt. Der Bursche kann ja in dem Sophakasten im Entrée schlafen.“

„Mir gefällt die Idee nicht, liebes Kind, Du trittst an diese Sache mit den vorgefaßten Meinungen und der mangelhaften Beobachtungsgabe der Frauen; ich habe eine durchaus abweichende Vorstellung davon. Der kleine Bediente an sich ist immer ein Berliner Junge, und Du kennst meine Ansichten, so sehr ich die Eigenschaften des herangereiften Berliners schätze, so gering ist mein Zutrauen zu ihm im jugendlichen Lebensalter.“

„Du mußt von der Frau immer schlecht sprechen, das ist eine alte Geschichte, vorgefaßte Meinungen — mangelhafte Beobachtungsgabe — womit habe ich das verdient, ist das der Lohn für meine Liebe, o Gott, diese undankbaren Männer!“ seufzte die junge Räthin und

warf mit einem schwärmerischen Blick in den Spiegel die langen blonden Locken über die linke Schulter.

„Klärchen, wie Du mich mißverstehst!“ rief ängstlich der Regierungsrath, denn die zarten Gefühle der Flitterwochen waren in ihm noch nicht ganz durch die Schreckensherrschaft der Vorgesetzten ausgerottet worden, „ich machte meine Einwendung ganz im Allgemeinen und Du formulirst Dir daraus eine persönliche Beleidigung! Ordne die Sache nach Deinem Belieben an. Du weißt, daß ich Dir unumschränkte Herrschaft im Hauswesen übergeben habe, denn ich kann mich bei dieser Last von Geschäften nicht um das Innere der Wirthschaft bekümmern.“

„Das sollst Du auch gar nicht, liebes Männchen, ich engagire den kleinen Bedienten und wir lassen ihm eine recht hübsche Livree machen, braunen Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, Stulpstiefeln, lackirten Hut mit einer großen Kokarde, eine Livree halb Groom, halb Tiger, nicht wahr?“ schmeichelte Klärchen und der Rath holte tief Athem, denn er dachte an das belastete Conto bei seinem Schneider, an einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, wie er Herren von zweifelhafter Zeitrechnung so gut zu Gesichte zu stehen pflegt.

„Du bist doch damit einverstanden?“ fragte leise schmollend die schöne Gemahlin, als sie die schwüle Spannung im Gesichte des Gemahls bemerkte.

„Durchaus, liebes Kind, durchaus! aber jetzt muß ich in das Ministerium, Du weißt ja, wie die Sachen stehen, wenn wir den Präsidenten noch einmal sehen wollen,

müssen wir jede günstige Stunde benutzen, Se. Excellenz befinden sich in einer seltsamen Aufregung..."

Die Frau Regierungsräthin achtet nicht weiter auf diese politische Auseinandersetzung, wirft dem das Halstuch anlegenden Gemahl mit den Fingern einen flüchtigen Kuß zu, den Solawechsel des baaren Kusses, und verschwindet im Innern des Harems, um das Hausmädchen mit einem Zettel, die Aufforderung für dienstfreie kleine Bediente, sich bei Regierungsraths vorzustellen, enthaltend, nach dem Bureau des Intelligenzblattes zu schicken. Dann wirft sie sich an das Pianino und malt sich das Zauberbild aus, wenn sie in den ersten schönen Tagen des März Excursionen nach Modemagazinen und Putzhandlungen machen, und der kleine galonnirte Bedienter ihr mit den zierlichen Packeten unter dem Arme folgen werde, hierauf erscheint die Frisirmamsell, dann die Köchin mit dem Einkaufszettel, und endlich kehrt das Hausmädchen zurück und zeigt an, daß ein kleiner Bediente ihr auf dem Fuße folge, da er zufällig das Gesuch gleich im Bureau gelesen habe. Die Regierungsräthin befiehlt, ihn einzulasseu.

Ein kleiner aber fester Knabe, mit einer grauen Jacke und dito Hosen bekleidet, das braune Haar mit stark duftendem Talg geglättet, und einen Hut, der nach dem Plane der Schöpfung für das Haupt eines großen Mannes bestimmt war, in den Händen drehend, tritt ein.

„Du willst dich also vermiethen?" fragte die Regierungsräthin, etwas befremdet über die Erscheinung.

„Darum bin ich hergekommen!“ antwortete der Kleine mit einem unerschütterlich festen Feldherrnblick.

„Hast du schon in anständigen Häusern gedient?“

„Ich war ein Vierteljahr bei einem Esel in der Fruchtstraße.“

„Bei einem Esel?“ fragte die schöne Frau, betroffen über den Umstand, daß Berliner Esel sich gleichfalls kleine Bediente halten.

„Ja wohl — Esel — Ananashaus — Mistbeete mit Melonen!“

„Du warst wohl bei einem Gärtner und hast den Esel — wie nennt man das? abgewartet oder kutschirt?“

„Freilich, aber wir konnten uns nicht stellen, der Esel fraß einige Male Ananasse auf, und er (der Knabe verstand darunter den Gebieter des Esels) sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte sie in der Stadt verkauft; das konnte ich mir nicht gefallen lassen und ich sagte ihm auf.“

„Und nun willst du als kleiner Bedienter in Dienst gehen?“

„Bei Menschen, nur bei Menschen! ich bin nicht für das Stallleben geboren, meine Mutter meinte immer, wenn sie mich mit einem Stück Kochholz bearbeitete, ich gehöre unter feinere Leute, und mein Vater sagte mir alle Tage, ich möchte sobald als möglich abmarschiren, denn mein Magen wäre zu groß für sein Arbeitslohn.“

„Wirst du dich denn aber in die Gewohnheit einer anständigen Herrschaft finden?“ fragte die junge Frau mit vornehmem Tone.

„Ich finde mich in alle Gewohnheiten. Er trank und

ich habe mir daraus gar nichts gemacht. Wenn er umfiel, trug ich ihn ins Bett und wenn er um sich schlug, ließ ich ihn liegen. Darum hätten wir bei einander bleiben können, aber die Ananas thaten ihm den Dampf an. Trinkt hier im Hause auch Jemand?"

Diese kühne Frage empört die junge Regierungsräthin im höchsten Grade. Als feine Dame unterdrückt sie jedoch ihre Entrüstung und sagt nur: „Nein, mein Kind, aber ich zweifle, daß wir für einander passen werden, ich brauche einen besser erzogenen kleinen Bedienten."

Der feste Knabe zuckt die Achseln, zieht frech die Cigarre hervor und bittet um — Feuer. Das ist der Regierungsräthin zu viel, sie ruft um Hilfe, die Köchin und das Stubenmädchen eilen herbei und der jugendliche Cigarrenfreund wird mit Anwendung einiger Gewalt zur Wohnung hinausgebracht.

Als der Gemahl aus dem Ministerium heimkehrt, leidet Klärchen an einem durch den festen Knaben verursachten Nervenzufall, verzichtet auf das Mittagessen und geräth erst in eine bessere Laune, als der Rath ihr anzeigt, daß er bereits mit dem Schneider gesprochen habe und die Livree angefertigt werden solle, sobald der kleine Bediente gemiethet sei.

Am andern Morgen stellen sich die Bewerber um den neuen Posten ein. Schon um halb sieben Uhr wird die Klingel so heftig geläutet, daß das Ehepaar entsetzt erwacht und der Regierungsrath ruft: „Das muß ein Bote aus dem Ministerium sein!" Die junge Frau aber bricht in Thränen aus und schreit: „Nein, nein, bei den Eltern

ist gewiß ein Unglück geschehen, ich habe diese Nacht entsetzlich geträumt, wenn die Mama nur nicht wieder ihre alten Brustbeklemmungen bekommen hat! Wo sind nur die Mädchen? Warum öffnen sie denn nicht rasch!"

Leider machen die dienenden Damen nicht auf; beide liegen noch in süßem Schlummer und sind nicht im Stande, ihre Toilette rasch genug zu vollenden. Es wird noch einmal, dann noch einmal wüthend an der Klingel gerissen.

„Alfred, ich bitte Dich um Gotteswillen, öffne selber," ruft die Regierungsräthin, „ein Menschenleben steht auf dem Spiel, meine Mama steht mir vor Augen, sie ringt mit dem Tode! Rettung, Alfred!"

Was soll der gelehrte Beamte thun? Er schlüpft in Pantoffeln und Schlafrock und eilt hinaus. Als er die Thür öffnet, steht ein untersetzter Junge mit einem Bündel Papieren und einem abgetragenen Regenschirm vor ihm. „Ist das hier richtig, wo ein kleiner Bedienter gesucht wird?"

„Ist das die Zeit, um eine Herrschaft zu überfallen, es ist ja noch stockfinster auf der Straße!?" ruft ergrimmt der Rath.

„Glauben Sie, daß ich nicht mehr zu thun habe, als Ihnen einen Besuch zu machen? Wer in einem offenen Geschäft angestellt ist und die Schaufenster auf- und zumachen soll, kann nicht bei Tage umherbummeln. Hier sind meine Papiere, Comptoirschein und Impfattest — Hier!"

So vielversprechend dieses Anerbieten ist und so ge-

ordnet die Documentfrage scheint, kann der in seinen heiligsten Empfindungen gekränkte Regierungsrath doch nicht umhin, die Thür wieder zuzuschlagen und murmelnd einen Fluch über den ungewöhnlich gewissenhaften Knaben auszustoßen. Dieser dagegen entfernt sich etwas geräuschvoll, indem er die Treppe sprungweise mit instrumentaler Anwendung seiner gediegenen Hufeisen hinabspringt.

Der Gemahl hat die größte Lust, seinem Klärchen einige Bitterkeiten über die Angelegenheit mit dem kleinen Bedienten zu sagen, allein er legt sich Schweigen auf und sucht zuletzt nur sein unglückliches Weib zu beruhigen, die den Gedanken nicht aufzugeben vermag, daß ihre fürchterlichen Träume, verbunden mit diesem schrecklichen Klingelereigniß, doch irgend ein Unheil für Mama bedeuten müßten. Alfred verspricht nothgedrungen bei seinem Gange auf das Bureau einen Abstecher zu den Schwiegereltern zu machen und sich genau nach Mama's Befinden zu erkundigen. Der Frieden der süßen Kaffeestunde ist nothdürftig hergestellt und der Regierungsrath schließlich entlassen.

Die brennende Frage des kleinen Bedienten schreitet jetzt mächtig in ihrer Entwickelung fort. Etwa von neun Uhr an erscheint ziemlich in Intervallen von zehn Minuten immer ein neues Exemplar, ein Beweis, daß die Stabilität dieses Geschlechts nur eine sehr geringe ist und die Wanderlust desselben schon nahe an das Stadium der Völkerwanderung grenzt.

Knaben von allen Formaten und Kalibern, frühreife und ganz veraltete, beinahe antiquarische, ja antediluvia-

nische Jungen, Kinder, die kaum der Flasche entwöhnt sind, und Buben mit Spuren von Bärten melden sich an. Die aristrokratischen Kreise so gut, wie die Fabriken, stellen ihr Contingent, aber die Regierungsräthin kann sich noch nicht zu einer Wahl entschließen. Keines dieser Individuen streift an ihr Ideal von einem zierlichen Bedienten; unter den jungen Bewerbern herrscht ein Realismus, der ihr Herzweh verursacht. Endlich, etwa eine Stunde vor dem Mittagessen, erscheint eine würdige alte Frau in Begleitung eines feinen Knaben.

Die Frau Regierungsräthin glaubt Anfangs, die würdige Alte wolle bei ihrem Gemahl ein Bittgesuch vorbringen; als sie aber vernimmt, daß sie nur beabsichtige, ihren Sohn als kleinen Bedienten vorzuschlagen, ist sie im höchsten Grade entzückt. Der Ankömmling berührt ihr Auge sehr angenehm; er gleicht durchaus jenen Pagen in Oel, die immer mit Falken oder Zithern, Bechern oder silbernen Waschschüsseln, Bischöfen, Rittern und Edelfräulein Gesellschaft leisten und stets einen romantischen Schmerz zur Schau tragen.

„Wollen Sie sich denn wirklich von Ihrem Kinde trennen?“ fragt die Räthin theilnehmend, als die Alte ihr Anliegen vorgebracht hat.

„Wir müssen uns wohl trennen,“ sagt die Frau, „freilich ist dem Kinde ein solches Loos nicht an der Wiege gesungen worden, sein Vater war ein Künstler, aber er hatte kein Glück, er war furchtsam und die Concurrenz erdrückte ihn; es blieb ihm nichts anders übrig,

als sein Vaterland zu verlassen. Er ist weit, weit in der Fremde gestorben."

„Arme Wittwe und Mutter!" sagt das gefühlvolle Klärchen, „hat Ihr Sohn denn schon in fremden Häusern Dienste geleistet?"

„Er hat bis jetzt nur einen Dienst gehabt, aber ich habe ihn wieder nach Hause genommen."

„Wie hieß seine Herrschaft?"

„Der Herr Graf von Eberzahn=Kappzaum, Premierlieutenant in der schweren Gardekavallerie; der Dienst war mir nicht recht."

„Was hatte der Kleine denn zu thun?"

„Ja, sehen Sie, meine gnädige Frau, mein Paul hatte es sonst wohl gut, aber es war fortwährend ein Risiko dabei. Der Herr Graf waren ein großer Fahrer und hielten sich ausgezeichnete Pferde und Wagen. Sie fuhren immer selber vom Bock und das Fahrzeug war eigentlich nie ein Wagen, sondern vorn saßen der Herr Graf und hinten war gleich der Tritt, darauf mußte mein Paul sitzen, er trug einen mit Gold besetzten Rock und eine Kappe, wie der Deckel zu einem Seidel, und dann wurde Stundenlang in der Stadt und vor den Thoren umhergejagt, Vormittags und Nachmittags, bis etwas entzwei gegangen war, oder die Pferde nicht mehr weiter konnten."

„Das ist allerdings kein Dienst für einen zarten Knaben!" sagte lächelnd die Räthin. „Das dachte ich auch," fügte die Alte hinzu, „wie leicht konnten sie einmal Hals und Beine brechen, deshalb sagte ich auf, und nahm meinen Paul fort, obgleich der Herr Graf ihm sonst seinen

Willen ließen und Paul bei ihm wie Hund im Hause war, denn der Herr Graf liebten auch die Hunde und hielten sie sehr gut."

„Ich werde Ihren Sohn in meine Dienste nehmen," sagt gnädig die Regierungsräthin, reicht der edlen Mutter den Thaler Miethsgeld und beachtet weiter nicht, daß sich das Paar beim Abschiede auffallend kühl trennt. Das poetische Klärchen findet den Jungen zu angenehm, sie entläßt die Alte und trägt ihm als Einleitung seines Dienstes auf, einige regierungsräthliche Kleidungsstücke auszuklopfen.

Der Knabe Paul begiebt sich mit den Futteralen seines Gebieters durch die Küche auf den Flur neben der Hintertreppe, bittet sich von den Damen der Kasserolle ein Reis von spanischem Röhricht aus und beginnt auf den Regierungsrath in effigie — der unvermeidliche Orden prangt nämlich im Knopfloch — so erbarmungslos einzuhauen, daß Köchin und Stubenmädchen in ein heimliches Gelächter ausbrechen und den allmählichen Verfall und Untergang nicht allein des blauen Fracks, sondern auch des Oberrockes prophezeien. Paul, der im gräflichen Hause Eberzahn-Kappzaum eine gediegene Schule durchgemacht hat, klopft aber nicht ohne Grund in einem solchen Fortissimo. Gleich manchen neueren Componisten, die sich gern fremder Melodien bedienen, instrumentirt er so stark, um seinen Diebstahl zu verbergen. Er untersucht mit der linken Hand die Taschen der Röcke und bemächtigt sich des Inhalts einer halbgefüllten Bonbonnière mit Chokoladen-Pastillen und ähnlichen Naschwaaren, welche

der zärtliche Alfred im Theaterfrack mit sich führt, um seine geliebte Gattin damit zu letzen. Nur einige schadhafte Bonbons läßt der talentvolle Paul darin. Dann hängt er die Kleider in den Schrank und benutzt die ihm jetzt gebotene viertelstündige Muße zur Vertilgung der Süßigkeiten.

Um drei Uhr kommt der Chef der künftigen Familie, vorläufig nur des Haushaltes, zu Tisch. Die Frau Regierungsräthin schildert ihrem Gemahl die unglückliche Lage des zarten Knaben unter der Herrschaft des fürchterlichen Eberzahn-Kappzaum, lobt seine vielversprechende kindliche Außenseite und preist den Heerd, welcher diesen zarten Ganymed erworben, für immer glücklich. Um dem unschuldigen Knaben den Inhalt des Gespräches zu verbergen, wird die Unterhaltung französisch geführt. Paul wartet bei Tisch auf und gebehrdet sich mit entzückender Bescheidenheit und Anmuth. Er will das Amt des Servirens und Herumreichens der Speisen in seinem früheren Dienste gelernt haben; er hat sogar noch einige andere Dinge gelernt.

Ein Regierungsrath, der als Assessor viele Jahre lang bei Lutter und Wegener täglich für zehn Silbergroschen gespeist und einen Schoppen rothen Nectars für dieselbe Summe halb ausgetrunken hat, ist jedoch nicht der Mann des blinden Glaubens und Vertrauens auf die Menschheit.

Als Paul das Zimmer verlassen hat, um eine Assiette mit Teltower Rübchen zu holen, hebt Alfred die Rothweinflasche gen Himmel und sagt zu seiner holden Gemahlin: „Liebes Kind, ich bemerke zum ersten Male, daß

ein reichliches Achtel aus der Flasche fehlt! Habt Ihr in der Küche Rothwein zu einer Sauce gebraucht, so soll die Marianne eine Flasche von dem Sechssilbergroschen-Medoc angießen, aber diesen Schloßwein zu Saucen zu verbrauchen, einen Wein, von dem die Flasche auf elf Silbergroschen und einen Dreier zu stehen kommt, finde ich etwas stark; das nennt man Verschwendung!"

„Aber Männchen, wir haben heut gar keine Sauce, die mit Rothwein zubereitet wird, das muß ein Irrthum sein, die Marianne ist grundehrlich und es hat noch nie etwas gefehlt," bemerkt schamhaft erröthend die schöne Klara.

„Das bleibt mein Departement, Klärchen! Sieh', gestern trank ich aus der frisch aufgemachten Flasche bis an die Hälfte dieser Blase in dem Glase, heute ist die Flasche bis an das unterste Drittel des Zettels ausgetrunken. Auch der Pfropfen ist ungeschickt in den Hals gesteckt; das ist nicht meine feste sichere Hand!"

„Niemand hat die Flasche in der Hand gehabt, als Paulchen," bemerkte die Räthin, „ich habe den Wein aus der Speisekammer geholt und er hat sie auf den Tisch getragen. Wie sollte denn der Kleine einen so feurigen Wein trinken und nun gar vertragen? Sieh' nur, wie fein und blaß der hübsche Junge aussieht!"

Während dieser französisch gesprochenen Worte überbringt Paul die köstliche Steppenfrucht von Teltow und sieht wirklich wie ein Enkel der Mutter Unschuld aus. Ach, diesem kleinen Bedienten fehlt es nicht an Uebung, der Eberzahn-Kappzaum'sche Keller gewährte eine reiche

Auswahl schwerer Sorten und Paul hat sich einer langen ästhetischen Vorschule in Kellerangelegenheiten erfreut.

Der Rath hat die Flasche hingesetzt und ein flüchtiger Blick sofort den kleinen Leibwächter gelehrt, daß sein erster Antrittstrunk bereits entdeckt ist. Die Mahlzeit geht aber ohne Störung vorüber und Paul benutzt den Nachmittagschlaf des Ehepaares, um nach Abräumung der Mittagstafel eine gründliche Untersuchung in Betreff aller Eigenthümlichkeiten des Hauses anzustellen. Schon nach fünfzehn Minuten hat er entdeckt, daß kein bestimmtes Princip in der Aufbewahrung der Schlüssel, sondern nur eine sogenannte „laxe Observanz“ obwalte, daß Ringe, kleinere Geldstücke und geringfügige Bijouterien in Näh- und Strickkörbchen umherliegen, daß das weibliche Regiment überhaupt noch sehr wenig selbständig ist und nach der mütterlichen Nachhülfe schmeckt. Außer einigen Cotillonorden findet der kleine Bediente nichts, was seine Ehrlichkeit in Versuchung führen könnte. Daß er die Hälfte der kleinen Münzen einsteckt, erscheint ihm nur als eine Pflicht des allgemeinen Egoismus, vielleicht als nothwendige Strenge gegen die Nachlässigkeit seiner jungen Gebieterin.

Nach dem Kaffee, den der Rath in dem Zimmer der jungen Frau einnimmt, sagt dieser würdige Beamte: „Ich will Dir nicht widersprechen, liebes Klärchen, und Deine Wahl in Betreff des Kleinen nicht in Zweifel stellen, aber er besitzt etwas, was mir nicht gefallen kann. Wo steckt er z. B. jetzt?“

„Wo soll denn nur das arme Kind sein? Alfred,

Alfred, dieser Polizeiblick, den Du Dir im Amte angewöhnt hast, ist ganz poesielos! Du kannst doch von einem Knaben nicht die Präcision eines Mannes erwarten?" ruft die Räthin empört.

„Ich frage einfach, wo er steckt?" sagt sehr ernsthaft der Rath, „mir behagt schon sein leichter katzenartiger Tritt nicht und sobald er einen Auftrag ausgerichtet hat, verschwindet er auf eine abscheulich geräuschlose Art."

„Soll er denn poltern, wie ein Elephantenkalb? Dann pflegst Du Dich auch zu beklagen. Denke doch nur an den alten Johann bei meinen Eltern. Du konntest ihn auch nie leiden und er diente doch schon zwanzig Jahre in dem Hause!"

„Keine Ausschreitungen, liebes Kind, er braucht darum noch nicht als Theaterpolterer aufzutreten, wenn ich mich über seinen unheimlichen Fledermausflug beklage. Ich bin überzeugt, der Junge ist in meiner Stube."

„Und was wäre denn Uebles dabei?" fragte die Räthin, „wenn Paul Dich bedienen soll, so muß er doch Oertlichkeit und alle Deine Gewohnheiten kennen lernen."

Der Regierungsrath, ein ahnungsvoller Engel, wie alle Beamte, deren Ganglienſystem Jahre lang unter schweren Vorträgen und Actenforschungen gelitten hat, schüttelt mürrisch den Kopf, begiebt sich mit leisem Schritte nach seinem Gemach, öffnet rasch die Thür, und betrifft den kleinen Bedienten über einer Untersuchung seines Cigarrenkastens. Paul hat zwar schon ein halbes Dutzend abgezählt und die besten ausgesucht, allein zu seinem Glücke noch nicht die Cigarrentasche gezogen, um den Raub

unterzubringen. Kaum hat er den Regierungsrath entdeckt, so ergreift er ruhig wieder einen Federwischer und stäubt die Cigarren in dem Kasten, sowie nebenbei den Tisch ab.

„Was machst Du? Junge?“ ruft der Rath.

„Ich stäube Ihnen die Cigarren ab, Herr Regierungsrath,“ sagt der Kleine im Tone idyllischer Unschuld, „Sie können sie ja gar nicht rauchen. Die Cigarren sind gewiß seit einem Monat nicht ordentlich zugedeckt gewesen.“

Der Rath unterdrückt jede fernere Bemerkung, befiehlt dem gewissenhaften jungen Diener das Zimmer zu verlassen und überläßt sich jenem Mißbehagen, welches jeden feinfühlenden Menschen überfällt, wenn in dem Heiligthume seines Hauses unenthüllte Ungeheuerlichkeiten vorgehen. Gegen Abend erscheint der Kleiderkünstler. In Gegenwart der Frau Räthin wird dem kleinen Bedienten die hübsche Livree angemessen; ein brauner Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, halb Groom, halb Tiger. Als er seine Jacke auszieht, fällt eine Cigarre zu Boden und der frageluftige Kleiderkünstler erkundigt sich so laut, daß die Räthin es hört, ob der Kleine schon rauche. Paul aber bemerkt harmlos, daß er die schadhafte Cigarre nur wegwerfen wolle.

So vergehen einige Tage, aber der kleine Bediente, der inzwischen in die Tracht seines Ordens gekleidet ist, sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der Herr verhält sich zu ihm äußerst vorsichtig, nimmt seine Dienste nur im Punkte des Stiefelputzens, Kleiderausklopfens und Wasserholens in Anspruch, und verharrt schweigend in

einer beobachtenden Stellung; die Edelfrau läßt sich von ihm, als ihrem Pagen bedienen, er holt Proben aus Modemagazinen, Theehandlungen und Bandgeschäften, vermittelt die Correspondenz mit den Freundinnen aus dem Pensionat und der Frau Mama, wird nach dem Theater geschickt, um Billets zu kaufen und die gnädige Frau abzuholen, kurz er leistet Dienste eines Kuli oder Negersclaven in zweiter verbesserter Auflage. Die eigentlichen Wünsche des talentvollen Paul werden dadurch nicht befriedigt. Zu seinen süßesten Gewohnheiten gehören Rum- und Conjakreste in Kristallflaschen, wirklich geheime Caviarsemmeln, aphoristische Austern, im Fluge, zwischen Thür und Angeln genossen, rasch gerettete Bartneigen von Portwein und Champagner, Trinkgelder von acht Groschen, gestohlene Havannahs, gefundene schwarzseidene Halstücher, und wie der Luxus gebildeter Diener noch sonst heißen mag. Das regierungsräthliche Haus kann ihm diese Mannigfaltigkeit eines kavaliermäßigen Daseins nicht bieten und er fühlt sein jugendliches Leben verarmt. Der Mensch ist indessen sogar in dem zartesten Alter auf eine gewisse Reaktion gegen Uebertreibungen bedacht; Paul sucht mithin Abwechselung in die einfache Lebensweise seiner Herrschaften zu bringen.

Er beginnt damit, von seinen dienstlichen Missionen nicht zu der Zeit zurückzukehren, um welche man ihn erwartet. Wenn er um zehn Uhr Vormittags nach zwei Parquet-Billets ausgesandt wird, kommt er zehn Minuten vor zwei Uhr nach Hause und stellt sich als eine unglückliche Beute teuflischer Tücke dar. Zwischen drei bis vier

Dämonen von hohnlachenden Billetwucherern will er stundenlang eingeklemmt gestanden und namenlose Schmerzen gelitten haben. Zuweilen haben diese Unholde ihn sogar des Geldes beraubt und das unglückliche Kind kommt ohne Billets, aber in Thränen gebadet, nach Hause. Soll er Abends seine Edelfrau aus Gesellschaften abholen, so erscheint er entweder zu spät, oder erregt den Unwillen der in der Domestikenstube versammelten Dienstboten durch ein nicht näher bezeichnetes Beginnen. Im Hause seiner Herrschaft bleibt er aber unausgesetzt der manierliche Knabe. Er ist höflich bis zur Verzweiflung, gleich einem Turteltäubchen und schlägt gegen das Küchenpersonal einen urbescheidenen Ton an.

Der Rath beobachtet seinen kleinen Bedienten mit der Gewissenhaftigkeit des Florentiners Donati, als der nach ihm benannte Komet, eine teleskopische Kleinigkeit, unter der Sternenmisère einundzwanzigster Größe erschien, der Astronom aber auf sein ferneres Wachsthum große Hoffnungen setzte. So glaubt Regierungsrath Alfred auch fortwährend an Heldenthaten des kleinen Paul, an irgend eine fabelhafte Entdeckung, an etwas Mysteriöses; ja er spürt wirklich einen von Zeit zu Zeit erscheinenden Trabanten des kleinen Bedienten auf, einen sogenannten Vetter, der nicht klingelt, dem aber sachte — sachte geöffnet wird, und der leise — leise wieder verschwindet. Paul giebt die Existenz des Vetters zu, aber kein Mitglied des Hauses erblickt ihn mit unbewaffnetem Auge, er bleibt nur ein beunruhigendes Phänomen für wissenschaftliche Untersuchungen. Nur das Schwinden der regie-

rungsräthlichen Cigarren ist eine allgemein bemerkte gleichzeitige Thatsache. Der kleine Bediente wird täglich eine mehr gefürchtete Persönlichkeit.

An einem Sonntagmorgen vernimmt die Regierungsräthin in der Küche einen jammervollen Klagegesang. Die Köchin Marianne ist zur Taufe und Hochzeit bei einer Freundin eingeladen und hat ihren Feststaat zusammengesucht. Bei diesem Geschäft hat sie eine alte goldene Uhr, das Erbstück ihrer Mutter, vermißt, sich halb ohnmächtig in die Arme des Hausmädchens geworfen und gerufen: „Ach, der verfluchte Junge, nur der verfluchte Junge hat die Uhr?“

Das erschütterte Klärchen eilt in die Küche, hilft suchen, tröstet, verliert den Kopf, weint selber noch bitterlich und muß die schwersten Vorwürfe über sich selbst ergehen lassen, wie sie diesen elenden Pagen in das Haus gebracht, wie sie ihn verzogen und den Dienstmädchen vorgezogen, wie sie endlich das ganze weibliche Geschlecht verunehrt habe. Endlich lockt die Todtenklage um die Uhr auch den Regierungsrath in die Küche. Sein erstes Wort ist wieder: „Wo steckt der Junge?“ Aber der kleine Bediente antwortet nicht mehr; er ist auf den Flügeln seiner Treulosigkeit entflohen. Im Sophakissen im Entrée liegt seine hübsche Livree; ihn selbst, halb Groom, halb Tiger, findet man nicht. Man findet auch nicht eine goldene Lorgnette der schönen jungen Frau, eine ihrer gefährlichsten Angriffswaffen, zwei Flaschen mit Parfüm, ein Paar neue Galabeinkleider und mehrere Halstücher.

Eine halbe Stunde später sitzt ein ernsthaftre älterer

Eleve der hohen Schule Stiebers auf dem Sopha im Entrée.

„Meine gnädige Frau,“ deklamirt der würdige Mann, „wie konnten Sie den Jungen ohne gehörige Erkundigung miethen? wie konnten Sie?“

„Ach, er sah aus, wie gemalt von Theodor Hildebrandt!“

„Dann muß dieser Theodor Hildebrandt im Arbeitshause gesessen und ihn dort gemalt haben, denn der Graf Eberzahn-Kappzaum hat den Jungen schon vor einem Jahre wegen Diebstahls eines Brillantringes verhaften lassen.“

„Wie konnte denn die ehrwürdige alte Frau nur so lügen? die Gattin eines verkannten, flüchtigen Künstlers!“

„Künstler? nein, Falschmünzer! verkannt? nun, unsere Schuld ist es nicht, wenn er verkannt wurde; der Steckbrief war in bester Ordnung und nicht ein Punkt über dem I fehlte darin.“

Bei diesen Worten ergreift der Regierungsrath seinen Kopf mit beiden Händen und flieht; die schöne Klara tastet wie eine Sterbende nach der Eau de Cologneflasche.

„Werde ich denn meine Uhr wieder bekommen?“ schreit die arme Köchin.

„Und ich meine Lorgnette, ein Geschenk von Mama?“ die Räthin.

„Schicken Sie nur rasch zu allen Pfandleihern, ich kenne den Jungen, er hat die Sachen unfehlbar versetzt. Das Weitere wird sich finden. Nur, meine Gnädige, erkundigen Sie sich künftig vorher nach Ihrem nächsten kleinen Bedienten!“

II.

Berliner Hospizien.

Nach einem alten Vorurtheile glaubt die Welt, daß Oertlichkeiten dieser Benennung, die zu jeder Zeit offen stehen und den müden Wanderer gastlich aufnehmen und unentgeltlich verpflegen, nur den Höhen von Alpenpässen, den Einöden der Schneeregion, eigenthümlich seien, allein tiefe Kenner neuerer Culturzustände haben längst eingesehen, daß das wilde Gewühl der Menge in den großen Städten nicht minder solcher milden Anstalten bedarf, obgleich sie allerdings den wichtigen Unterschied zwischen ihren Gebräuchen und denen ihrer frommen Ordensbrüder aufrecht erhalten haben, die Verpflegung weder kostenfrei zu gewähren, noch auch dem Gaste zu überlassen, den vermeintlichen Betrag nach genossener Wohlthat im Verborgenen in eine Büchse zu thun. Vielmehr vermeiden diese neueren städtischen Hospizien sorglich dergleichen pecuniäre Werke der Finsterniß; die Rechnung wird pünktlich auf einen kleinen Zettel geschrieben und rechtzeitig überbracht und dem freien Willen des Gastes nur eine großmüthige Ueberschreitung derselben gestattet.

Wirklich sind Schneegestöber und eisiger Sturm nicht die einzigen Uebelstände, welche dem Einwanderer das Vorhandensein von Hospizien wünschenswerth erscheinen lassen; Hunger, Durst, jetzt Einsamkeit, dann wieder zu lärmende Gesellschaft, verursachen gleichfalls Empfindun-

gen; lebhaft genug, um ein fühlendes Herz mit Sehnsucht nach einem jener Zufluchtsorte zu erfüllen.

Wenn wir auf einem beschaulichen Spaziergange durch gewisse Hauptstraßen und solche Nebengassen, die große Verdienste unter einem ganz unscheinbaren Aeußern verbergen, plötzlich und nichts ahnend ein Schaufenster oder eine Glasthür treffen, hinter deren polirten Scheiben Seefische, Hummern, Teltower Rübchen, Wildprett und Südfrüchte einander Gesellschaft leisten und auf den Maler warten, der sie zu einem Stillleben nach holländischer Manier gruppiren wird, so können wir aus dem Vorhandensein dieser Attribute mit ziemlicher Gewißheit auch auf ein Hospiz schließen.

Nur suche Niemand Schutz vor den Stürmen der Außenwelt in der Nähe der Thür, wo in den geschmackvollen Arabesken Rebhühner, Waldschnepfen, Becassinen und Hamburger junge Hühner Tische und Körbe verzieren, wo in geheimnißvollen Vasen Straßburger Gänseleber- und Toulouser Entenleber-Pasteten ihres scharfsinnigen Entzifferers harren, wo die dem Gaumen des Philisters so unbekannten englischen Saucen, wie Multigtawney, King of Ude, Dr. Kitscheners Universal-Ragoutanti und andere britische Clubsaucen, in bunten Gläsern Auge und Magennerven jedes, mit einer Scheibe Rippespeer und der sauren Nationalgurke zufriedengestellten Fridolin erbeben machen, wo andere, vereinzelt unfruchtbare Requisiten des heiteren Eßdramas aufbewahrt werden; er schreite durch das frivole Außengeschäft und den Verkehr der Laien, festen Fußes in das hintere Refectorium. Hier ist nichts

zu sehen und Alles zu haben, nichts zu sehen, als ein Brevier und eine Karte, die jeder Rodrigo, der nach Jago's Rath hinreichend Geld in seinen Beutel gethan hat, zu einer Wahrheit machen kann. Die ganze Umgebung ladet zum Niederlassen, zum Bleiben ein, ohne doch Luxus und Ueppigkeit zur Schau zu tragen. Zwar sind die weichgepolsterten Möbel mit Sammet oder geschmeidigem Leder überzogen, allein auf den köstlich polirten Tischen liegen keine Tischtücher, und der mit den Vorschriften der Gewerbeordnung nicht vertraute Pilger fühlt sich durch diesen an Bivouakwesen erinnernden Styl fast in seinen heiligsten Wäschegefühlen verletzt. Offenbar ward hier jegliches Geräth nur auf die karge Nothwendigkeit berechnet; wer mehr sucht, muß sich in keines dieser Hospizien flüchten.

Nicht jedem Menschenfreunde ist vom Schicksal die Gabe verliehen, ein Hospizium von der gehörigen Weihe des Ortes einzurichten; es gehören noch höhere Eigenschaften dazu, als die bloße genaue Kenntniß der Delikatessen und Weine. Der Vater und Begründer eines Hospizes muß eine sogenannte Wirthsseele sein und ein sympathisches Temperament besitzen. Er soll dem weitreichendsten Pumpsystem weise und langmüthig Rechnung tragen können. Seine sanften physischen Ausstrahlungen müssen mächtig auf die Seelen der Kellner wirken und ihnen die Denkungsart von hülfereichen Samaritern einflößen, denn ein Hospiz darf niemals in einen Ort ausarten, wo die Spötter sitzen, und ein schändliches Spiel mit beschwerten Köpfen und erleichterten Börsen getrieben

wird. Vorausgesetzt wird auch, daß der Hospizvater sich nicht allein einer feinen Zunge, sondern auch einer feinen Beobachtungsgabe rühmt, und die sorgfältigste Wahl bei dem Engagement der Kellner trifft. Der unglückliche Hülfsbedürftige will sich von keinem Pfeilersteher und Horcher bedienen lassen, von keinem blassen Lächler, keinem Schwarzkopf mit einem ausgeprägten Hinauswerfergesichte, wie es die Büsten mancher römischen Kaiser zeigen, keinem Detailspion; der Kellner des Hospizes soll ein wohlgenährter, ruhiger, etwas langsamer, aber schlafloser Aufwärter sein und einen vortrefflich sitzenden Frack tragen, da ein solches schlecht zugeschnittenes und ungeschickt getragenes Kleidungsstück ein empfindsames Gemüth in Augenblicken des Hellsehens so schwer beleidigen kann, wie Brandstiftung mit Anmaßung des Professortitels oder gar Hammelbraten mit zu vielem Knoblauch. Der Stifter eines Hospizes muß ferner einen tiefen Blick in das menschliche Innere gethan haben und sich auf die geheimsten Falten in dem Herzen seines Koches verstehen. Nur zu leicht kann eine anrüchige Schüssel die schüchternen Seelen der Schutzsuchenden so verstimmen, daß sie fortan die gastliche Schwelle meiden. Die Bezahlung seiner Rechnungen darf der seltene Mann nicht zu eifrig eintreiben, sondern auf gelegene Zeit und bessere Stimmung warten. Er gleicht mithin einem Ideal der Erdgeborenen und wird in diesem hohen Grade der Vollkommenheit so selten, wie ein weißer Rabe gefunden.

Die Stunde des Verkehrs in den Hospizien beginnt vor dem Schlusse der Häuser und nach dem Schlusse der

Theater und Gesellschaften. Zuerst stellen sich jene unglücklichen jungen und älteren Leute ein, die durch endlose Verluste verstimmt und ermüdet, mit dem Kartenspiel gebrochen und in der Literatur keinen Trost gefunden haben. Die Wände und Möbel ihrer Zimmer gähnen sie grauenhaft an, der Abend drängt sich allmälich wie ein ungeheuer dicker, entsetzlich langweiliger Mann in ihre Nähe, in allen Ecken wird es ihnen zu enge, endlich greifen sie nach dem Hute und Pelze, und fliehen in ein nahes Hospiz. Hier herrscht Heiterkeit und geselliger Frohsinn. Die gleichgesinnten Freunde sind bereits versammelt, der mißmuthige Geist des Abends ist durch die siegreichen Flammen der Gaskronen verbannt, der glänzende Ofen haucht eine mäßige Wärme aus, und Schnee und Eis, die sonst alle gewöhnlichen Hospizien umthürmen, drängen sich hier nur um die weißen Häupter der Champagnerflaschen.

Noch sind nicht alle Tische besetzt, denn der Vorhang des letzten Actes ist noch nicht gefallen, allein es sind schon genug mit dem thätigen Leben zerfallene Personen vorhanden, um die Wichtigkeit eines solchen Asyls erklärlich zu machen. Auf dem Sopha neben dem Ofen sitzen zwei wohlgenährte Jünglinge reiferen Alters. Ihre Denkerstirnen werden von künstlichen Locken umwallt und aus den Blicken Beider dämmert verstohlen verschmähte Liebe. Ihre ersten heftigsten Schmerzen sind bereits überwunden, und die friedliche Fettbildung, jenes schöne Zeichen von Gemüthsruhe, hat längst die Oberhand erhalten; nur noch wie der letzte Schimmer der Dämmerung leuchtet ein Rest

von verblichener Poesie um ihre Häupter. Mit der nothwendigen Rente zur sorgenfreien Existenz ausgestattet, haben sie alle Bestrebungen des Ehrgeizes und der Liebe aufgegeben und leben an diesem gastlichen Gestade nur dem freundlichen Empfange der verschiedenartigsten eßbaren Fremdlinge aus fernen Meeren, Wäldern, Höhen und Tiefen. Die Gerechtigkeit ihrer Sache verleiht ihnen eine hohe Zuversicht und Sicherheit der Haltung: mit der Unruhe der Wissenschaften, politischen Bewegungen und Künste haben sie nichts mehr zu schaffen; sie leben nur noch, um zu essen. Der Chef der Anstalt und alle seine Untergebenen behandeln sie deshalb auch mit der seltensten Ergebenheit. Der junge Elegant von Buchführer, der in der Verbindungshalle zwischen dem vorderen Atelier und dem in der Tiefe gelegenen Salon an einem Pulte sitzt und den Fortschritt des Verzehrs sorgfältig aufzeichnet, wirft alle zehn Minuten einen zärtlichen Blick auf die alten Jünglinge, um zu ergründen, ob sie etwas bedürfen und rasch einen Kellner mit der frischen Zufuhr zu entbieten. Selbst der wohlgestaltete gebrannte Knabe an der Glasthür des Locales, welcher nur den Subalternposten des Käse-, Sprotten-, Kaffee- und Mostrichverkaufs verwaltet, bemüht sich gelegentlich, eine Aussicht auf die beiden feierlichen Gestalten durch Ersteigung eines Fasses mit Neunaugen zu gewinnen. Sie sind ein Trost seiner Sonntage, in denen er im Geschäft bleiben muß, sie halten als ernste Symbole strenger Kundschaft seine Hoffnungen auf das künftige Gedeihen eines eigenen Geschäftes aufrecht; er glaubt an sie, wie an Schutzgeister des Institutes.

In der Ecke, mit dem Rücken gegen die Gasflamme gekehrt und in die Betrachtung seiner Nägel versunken, sitzt ein Seitenstück zu den eßlustigen alten Jünglingen: der Mann, der da lebt, um zu trinken. Er ist nicht mehr unter die jungen Leute zu rechnen; das Schicksal hat ihm vielmehr richtige fünfzig aufgezählt, aber er hat sie mit orientalischer Resignation still hingenommen. Sein Schädel ist kahl gefegt, gleich einem, allen Stürmen ausgesetzten Vorgebirge, aber um seine Nase blüht ein ewiger Rosengarten, gleich dem Thale von Kaschmir. Er beschäftigt sich allabendlich mit jener schwierigen Streitfrage, ob der Burgunder Romanée oder Chambertin den Vorzug verdiene, aber er kann nicht zur Gewißheit gelangen und gedenkt sich für die Parität beider Sorten zu erklären. Ein Trinker von Fach, ist er geselliger, als es den Anschein hat. Aber nach einer Stunde werden Freunde kommen, stattlich, nur auf den Beinen etwas schwache Gestalten, und dann wird ein langsames halblautes Zwiegespräch über lauter Dinge und Menschen begonnen, welche die unangenehme Eigenschaft entwickeln, die Welt und Stadt durch Thaten, Reden und Schriften zu beunruhigen. Die Trinker wollen ihre Sphäre ungestört für sich behalten. Was für eine verlassene Seele sitzt denn aber dort im Schatten des hohen Gestelles für Hüte und Kleider? Dieser kleine bleiche Mann mit der windschiefen verwetterten Nase muß sehr unglücklich sein, trotzdem sein überaus eleganter und kostbarer Anzug für den Genuß einer Geselligkeit in den besten Kreisen zu sprechen scheint. Will er in eine Gesellschaft gehen, oder

hat er sie bereits verlassen? das ist die Frage. Er hält mit dem Ausdrucke grenzenloser Unentschlossenheit die Speisekarte in der Hand, liest und seufzt, zupft die weiße Cravatte zurecht, blickt auf seine lackirten Stiefeln, drückt dann mit einem schmerzlichen Lächeln zwei Finger auf die Magengegend und hustet ein wenig — ist Niemand da, der diesem unbekannten Ritter Hülfe leistete? Da hört man plötzlich das heftige Rasseln eines rasch heranrollenden Wagens, den Anprall der zum Stehen gebrachten Rosse, die Thüre wird aufgerissen und zwei große junge Frauenzimmer in Sammtmänteln mit reichem Zobelbesatze dringen auf den Mann mit der windschiefen Nase ein und begraben ihn für einen Moment unter einem Epitaphium von Sammt und Zobel. Kellner eilen herbei, der junge Buchführer flüstert dem nicht mehr verlassenen Ritter etwas in das Ohr, eine Thür in der Wand des Salons öffnet sich, und das Kleeblatt verschwindet mit dem Rufe einer kräftigen weiblichen Stimme: „Hundert Austern und zwei Flaschen Max Sutaine Verzenay!"

Das Theater ist aus und es finden sich Junggesellen ein, deren Stuben zu Hause kalt geworden sind, kleine Zirkel, welche nach einem ächt menschlichen Bedürfnisse, während sie ihrem Gaumen eine Freude bereiten, die Schauspieler noch gehörig verarbeiten wollen, und ein alter Herr, der lange mit zwei Kellnern über etwas ganz leicht Verdauliches debattirt, und sich dann für zwei Portionen kalter Aalpastete entscheidet.

Um elf Uhr verändert sich die Situation, die Gespräche in den rings um den Salon liegenden Zellen werden

vielstimmiger, zuweilen tritt eine verdächtige Pause ein, dann folgt ein heftiges Gelächter. Vereinzelte Gardeoffiziere treten ein, werfen die Paletots ab und erscheinen im Paradeanzuge mit diplomatisch gerechtem Scheitel. Sie finden sich an einem runden Tisch zusammen, es werden viele Beefsteaks und Rostbeafs, mehrere Bouteillen schottischen Ale's gefordert, kurz, das Detaschement ist ausgehungert und bedarf dringend einer Fouragirung. Da selbst die Reden und Gespräche der gekrönten Häupter belauscht und veröffentlicht werden, kann man es nicht für allzu tactlos halten, wenn wir aus unserem Winkel ein wenig hinüber horchen. „Ganzen Abend gestanden!" wirft kauend ein prachtvoll schlanker Dragoner hinaus und spült einen großen Bissen behaglich hinab. „Wie war die Naturalverpflegung?" fragte ein Mann von der Linie, und der kecke Reitersmann antwortet, ohne den Blick von seinem Teller zu erheben: „Erst Thee und Kuchen, und später Kuchen und Thee!" — Nicht allein das Militair sucht in den Hospizien Abhülfe für die lückenhafte Beköstigung in der Gesellschaft, auch elendiglich verschmachtete Civilpersonen stellen sich um Mitternacht ein und verlangen die handfestesten Gerichte der Speisekarte, die erwärmendsten Getränke der Keller. Ein sechs Fuß langer magerer Jurist, (welche andere Facultät erzöge wohl sonst diesen über die weitgestreckte Nase hindolchenden raschen Blick!) setzt seiner Umgebung sarkastisch auseinander, daß unser Jahrhundert, nach der Beschaffenheit der Abends reglementsmäßig gespendeten Fricassee's zu urtheilen, von der Lösung der socialen Frage noch weit entfernt

sei. Um halb ein Uhr läßt sich endlich der edle bejahrte Besitzer des Hospizes als letzter Ankömmling sehen. Eine stille Glorie von Gemüthlichkeit umgiebt ihn; er gleicht einem Philosophen, der um neun Uhr Abends aufgestanden ist und um zehn Uhr Kaffee getrunken, und die Zeitung gelesen hat; er schreitet in der holden Beschaulichkeit einer klaren schöpferischen Vormittagsstunde umher, entzückt durch die sauberste ungezwungenste Visitentoilette und gebehrdet sich, als sähe er einen langen sonnigen Tag voller Ergötzlichkeiten vor sich. Der classische Mann tritt an den nächsten Tisch und erkundigt sich, obgleich ein in Unordnung gerathener Herr schon nach dem, alle Conflicte versöhnenden Ungar verlangt, mit wahrhaft väterlicher Theilnahme, ob der Vollinger auch recht kalt gestellt sei, und regt ein scherzhaftes Gespräch an, für welches besagter Tisch freilich etwas unfähig geworden ist. Es scheint ihn in Erstaunen zu versetzen, daß mehrere Gruppen das Hospiz mit unsicheren Schritten verlassen, und er gewinnt erst um halb zwei Uhr sein Gleichgewicht vollständig wieder, als ein Herr aus naher Zelle, dem Organe nach könnte es möglicher Weise der Ritter mit der windschiefen Nase sein, mit gebrochener Stimme nach Kaffee verlangt, nach heißem, starkem Kaffee!

III.

Das heutige Visitenwesen.

Sobald ich mich an einem dieser lieblichen Herbsttage durch einen Spaziergang erquicke, fallen mir regelmäßig die beinahe zahllosen, höchst geputzten Frauenzimmer auf, welche in der Mittagsstunde mit einer förmlich geschäftsmäßigen Hast die Straßen Berlins durchschweifen und mit ihren steifen weiten Röcken die Fußpfade verengern. Verfolgt man einen Schwarm dieser Damen, so entdeckt man sehr bald, daß sie einige der besuchtesten Modewaarenmagazine, die Börse der Frauenzimmer, aufsuchen, nach etwa einstündigem Aufenthalte aber wieder auf der Straße erscheinen und nun nach allen Richtungen der Windrose verstäuben. Sie machen jetzt das, was der Sprachgebrauch „Visite" nennt, d. h. sie laufen von einem Hause ihrer Bekanntschaft zum andern, äußern eine lebhafte Freude, die theure Freundin und ihre lieben Kleinen wiederzusehen, empfangen eine Menge ähnlicher Versicherungen, und entfernen sich so geräuschvoll als möglich, nachdem sie einen jener langen Abschiede auf Leben und Tod genommen, und alle Personen, welche mit ernster Arbeit beschäftigt waren, in jeder Familie gründlich gestört und in Verzweiflung gebracht haben. Diese Art weiblicher Völkerwanderung findet jedoch nicht an Herbsttagen allein statt, auch ist sie nicht, wie das Schwärmen der Bienen, die Versammlungen der Störche und Schwalben,

die Reisebesprechungen der kleinen Zugvögel und das gesellige Spiel der Mücken an eine bestimmte Zeit des Jahres gebunden; wiederholt sich vielmehr an jedem schönen und warmen Tage.

Offenbar geht diese Sitte aus einem anhaltenden Mangel an Beschäftigung und einem empfindlichen Ueberfluß an Freundinnen hervor. Rollen wir dagegen das Bild unserer Jugend auf, erinnern wir uns, wie unsere edlen Mütter ihre Kinder selber säugten, in der Küche und im Waschhause ihr Regiment behaupteten, die Nadel führten und die Erziehung der Kinder persönlich überwachten, so finden wir nichts der „Visite" Aehnliches. Man lebte im Kreise seiner Verwandten und Freunde geselliger als heute, aber der altväterische Gebrauch arbeitsamer und pflichtgetreuer Menschen kannte nicht den schnöden Vormittagsüberfall, den Angriff weiblicher Zeiträuber und verwilderter Schnatterer.

Obgleich wir die feste Ueberzeugung haben, daß die „Visite" von Frauenzimmern erfunden ist, hieße es doch dem sogenannten schönen Geschlechte Unrecht thun, fügte man nicht gleich hinzu, daß auch die jüngere männliche Generation sich denselben Gebrauch angeeignet und es darin zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht hat.

Es kann sogar nicht bezweifelt werden, daß die vielfach beklagte Zerfahrenheit der heutigen Menschen in der angeführten Unart wurzelt und eine beträchtliche Anzahl eben nicht ungebildeter Personen dadurch in eine unerquickliche Stimmung der Heimathslosigkeit versetzt worden ist.

Prüfen wir näher, was die Visite eigentlich ist und

unter welchen Bedingungen sie einzutreten pflegt. Wie schon das französische Wort ankündigt, bedeutet „Visite" nicht den ehrlichen deutschen „Besuch", sondern nur ein tendenziöses Hineinschnüffeln in das Haus und die Familie. Der Visite haftet etwas Symbolisches an; sie ist eine stumme Anfrage, ob daraus ein ordentlicher längerer Besuch werden kann, aber zugleich auch ein stummer Dank, wenn dieser Besuch wirklich daraus entstanden ist. Ein junger Mensch, der zu den Gesellschaften eines Hauses eingeladen werden will, steigt z. B. um eine Vormittagsstunde, während welcher alle anständigen männlichen Staatsangehörigen sich mit ernstlichen Arbeiten zu beschäftigen pflegen, in seinen schwarzen Bratenanzug, zieht ein Paar weiße Handschuhe an, setzt den besten Hut mit dem reinlichsten Futter auf, und giebt an der Thür eine Karte ab, welche er zum Zeichen, daß er selber da sei und um Einlaß bitte, mit einem sogenannten Esels- oder Schweinsohre verziert hat. Ist der Frau vom Hause schon etwas Gutes über ihn zu Ohren gekommen, und im entgegengesetzten Falle würde der junge Mensch nicht so dreist gewesen sein, so läßt man ihn vor, er nimmt Platz, spielt mit den Händen und dem Hute, schleudert mit Gemeinplätzen um sich und wird nach fünfzehn Minuten Aufenthalt entlassen. Jetzt darf der Visitenmacher einer Einladung entgegensehen. Man fordert ihn am nächsten Abende vor, an dem eine Beköstigung durch kalte Küche und Thee andeutet, daß die Gönner der Familie nicht anwesend sein werden, und die reine Stimmung des Flügels Musik

und Gesang verkündet; er erscheint und ist dadurch verpflichtet, abermals eine Dankvisite zu machen, durch welche er außerdem auszudrücken strebt, daß er von dem geselligen Tone entzückt sei und sich glücklich preise, wieder eingeladen zu werden. Wer dieses Ceremoniell nicht beobachtet, wird aus den Reihen der civilisirten Menschheit gestrichen und führt ein Leben, wie die alten Heiligen und Einsiedler der Berg- und Waldeinsamkeit; er wird höchstens von trübseligen Geistern besucht, die seiner unsterblichen Seele einigen Schaden zufügen wollen, nicht aber von Menschen, die seinem sterblichen Theile irgend etwas Gutes und Angenehmes zuzuwenden gedenken.

Ereignet sich im Leben eines Menschen, in dem Schooße einer Familie irgend etwas Erfreuliches, so sind alle mit ihr befreundeten Personen, auf die Gefahr hin für heimliche Verräther und Feinde gehalten zu werden, verpflichtet, sofort eine feierliche Visite zu machen. Die Verheirathung eines Sohnes oder einer Tochter, die Geburt eines Kindes, die Wiederherstellung von einer Krankheit oder der Tod eines Angehörigen, also lauter Gelegenheiten, die dem Menschen häusliche Stille und die Einkehr in die eigene Seele erwünscht machen, zwingen zu leidigen Visiten. Ihr eigentlicher Sinn ist aber weniger die Aeußerung herzlicher Theilnahme, als das Verlangen, welches heute die ganze Welt durchzuckt, sobald als möglich alles Wissenswerthe zu erfahren. Das Visitensystem vertritt im Privatleben den electromagnetischen Drath und die politische Zeitung mit ihrer amerikanischen Schnellpresse. Auf dem Visitensystem beruht der ganze Stadtklatsch und

Alles, was mit ihm im Bereiche des gedruckten Wortes zusammenhängt.

Man kann aber bei wohlwollender Herzensanlage alle diese Angriffe und Attentate auf das häusliche Stillleben noch aus den Paragraphen des Complimentirbuches und der Nothwendigkeit: die Gesellschaft fein säuberlich zu regeln, erklären; den neueren Visitenaffen wird kein Menschenfreund in Schutz nehmen. Wie die berühmten Reisenden, welche in fremden Welttheilen und Meeren besser Bescheid wissen, als in den Fächern ihres Schreibtisches und Wäschschrankes, ist der Visitenaffe niemals zu Hause. Eine schauerliche Unruhe treibt ihn schon eine halbe Stunde nach der Kaffeezeit aus seinem Hause. Er schweift umher, auf daß er einen Menschen finde, der ihn zu irgend einem anderen Individuum mitschleppe, oder er sucht eine schwache Creatur, die er in irgend einem Hause vorstellen kann. Es giebt eine Anzahl Menschen in großen Städten, die daraus wirklich einen Lebensberuf machen, Jahre lang auf der Straße und einer Stuhlecke mit dem Hute in der Hand schweben, und kaum auf dem Kirchhofe Ruhe finden. Sie kennen alle Leute von einigem öffentlichen Anstrich und sprechen sie nöthigen Falles mit größter Dreistigkeit an, sie halten sich für wohlberufene Herolde zur Einführung Fremder, für Schiedsrichter in allen vorkommenden Zwistigkeiten, für nothwendige Zuschauer bei allen Begebenheiten; sie gehören zum lästigen Ungeziefer der Gegenwart.

In der weiblichen Natur drückt sich diese Schwäche besonders deutlich aus. Sie hängt hier mit dem unwider-

stehlichen Drange nach Mittheilung aller möglichen geringfügigen Dinge zusammen. Nehmen wir z. B. die keinesweges unglaubliche Möglichkeit an, daß der kleine Arthur, ältester Sohn seines Vaters, eines Commerzien-Rathes, durch sein Stühlchen bricht und einen gefährlich scheinenden Fall thut, so wird dieses Ereigniß eine unberechenbar lange Reihe von Visiten nach sich ziehen und in der Geschichte des commerzienräthlichen Hauses eine neue wichtige Epoche begründen. Eine halbe Stunde später, nachdem der Kleine aufgehoben und die Scherben hinausgeschafft sind, wird das tragische Ereigniß wie ein Lauffeuer durch die ganze Bekanntschaft gehen und veranlassen, daß Arthur, der bis jetzt noch keine leiblichen Unbequemlichkeiten gespürt hat, zu Bette gebracht, scharf überwacht und unter ärztliche Behandlung gestellt wird. Hierauf folgen behutsame Anfragen über das Befinden des Kleinen durch Boten, zärtlich antheilsvolle Billets, endlich entwickelt sich die Visite in ihrem Glanze. Vierzehn Tage lang erscheinen in den Vormittagsstunden geputzte Damen und lassen sich die Geschichte der Begebenheit mit allen Nebenumständen vortragen, nehmen Arthur in Augenschein und geben gemeinnützige Sentenzen über den Baustyl solcher Stühlchen zum Besten. Ist der Cyclus der Besuchenden geschlossen, so beginnen die Dank- und Vergeltungsvisiten Arthur's und seiner Mutter. Vierzehn Tage hindurch arbeitet das Paar mit Hülfe der Equipage des Hauses die eingegangenen Verpflichtungen ab, überall wird das Kind als ein vom Tode gerettetes begrüßt und die alte Geschichte auf's Neue wiedergekäut.

Ebenso merkwürdig sind die durch Reisen verursachten Visiten. Wenn ein Ehepaar, dessen Mann aber besonders gehorsam und pantoffelgerecht erzogen sein muß, um Pfingsten eine kleine Vergnügungsreise nach Dresden beabsichtigt, so beginnt es schon acht Tage vorher mit den Abschiedsvisiten. Täglich schweifen diese merkwürdigen Menschen mehrere Stunden lang in der Stadt umher, holen Rathschläge ein, hören Repetitionen alter Reisewahrheiten, Stellen aus Reisehandbüchern, Skizzen und Abenteuer anderer Personen und verschwinden endlich für zwei Tage. Am Dienstag treffen sie wieder ein, und am Mittwoch beginnen die Antrittsvisiten, die Verwunderung über ihre unerhört glückliche Heimkehr, über die Ereignisse an der Elbe Strand und die möglichen Gefahren, welche kühne Reisende betreffen können. Eine Visite scheint wirklich für viele müßige Personen ein willkommenes Werkzeng zu sein, um ihr langweiliges und schwerfälliges Leben genießbar zu machen und ihm einen Anstrich von unterhaltender Farbe zu geben.

Schon von Hause aus spricht es daher für den Verstand und die Selbstschätzung eines Menschen, wenn er sich dem Höllenzwange der Visitenknechtschaft entzieht und lieber die Gesellschaft und ihre vermeintlichen Freuden opfert.

Wunderbarer Weise sieht die Mehrzahl der Menschen, verleitet durch die so gewöhnliche Selbstüberschätzung, die Visite als ein Opfer, eine Huldigung an, dargebracht auf dem Altar der fremden Persönlichkeit. Eine der schrecklichsten und von allen verheiratheten Männern, zumal von Gelehrten, Geistlichen, Juristen, Schriftstellern und Künstlern

am meisten gefürchteten Formen der Visite ist die ganz Zwecklose. Sie gehört dem weiblichen Geschlecht erb- und eigenthümlich an und beruht auf der unbequemen Stellung desselben zur Oeffentlichkeit. Es giebt im deutschen Vaterlande keine Kaffeehäuser und Locale im Mittelpunkte der Städte, wo Frauenzimmer sich zu jeder Zeit niederlassen und ihre Angelegenheiten gemächlich besprechen können. Das männliche Geschlecht versammelt sich hingegen täglich an tausend Orten außer dem Hause und debattirt ungestört über Alles, was ihm Interesse einflößt oder auf der Oberfläche des Tages schwimmt. Die Frauen sind leider auf das Innere des Hauses angewiesen und müssen bei schönem Wetter, das bekanntlich alle Menschen zur Mittheilung und Geselligkeit reizt, zu leidigen Visiten greifen. Gewöhnlich werden die Wohnungen der Frauen, die in dem Geruche frommer Häuslichkeit stehen, zu Mittelpunkten des Verkehrs gemacht. An solchen Unglückstagen hängt von 12 Uhr Vormittags die Klingel der Wohnung nicht ruhig und kein Dienstbote kann sich fünf Minuten lang ungestört mit einer Arbeit beschäftigen.

Ein Freund, der vermöge der ausgebreiteten Bekanntschaft seiner Frau von dergleichen Visiten unglaublich viel zu leiden hatte, war der Meinung, daß es nur zwei Mittel zur Abhülfe dieses gesellschaftlichen Uebels gebe. Er fordert entweder die Anlegung von weiblichen Kaffeehäusern mit Ausschluß der männlichen Bevölkerung, wo es redseligen und mit gellenden Stimmen begabten Personen möglich gemacht werden müsse, sich in großen, nach

stillen Höfen und Speichern hinausgelegenen Sälen, genügend auszuschreien, oder die Begründung von Zufluchtsörtern (Refugien) für arbeitende Männer. Diese müßten, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, still gelegen sein und eine erkleckliche Anzahl Schreibtische nebst einer Bibliothek enthalten. Es wäre die Einrichtung zu treffen, daß an bedrängte Männer Abonnements zu billigeren Preisen abgelassen würden, daß man aber an ausgezeichnet heiteren Tagen Jedermann zuließe. Der Freund wußte eine solche Menge Candidaten namhaft zu machen, daß eine Actiengesellschaft durch die Schöpfung eines deutschen Visitenhospizes in jeder größeren Stadt gewiß ein vortreffliches Geschäft machen würde.

IV.

Die Leihbibliothek.

Wie jeder gute Katholik ein Zeichen des Kreuzes und eine sachte Kniebeugung zu machen pflegt, wenn er an einem Altar, einem Heiligenbilde oder einem Crucifix an der Landstraße vorübergeht, so zieht mein alter Freund, der hartnäckige Romanschreiber, regelmäßig den Hut vom Kopfe, wenn wir auf unseren städtischen Spaziergängen an dem Laden einer Leihbibliothek vorüberkommen. Schon mehrere Jahre hindurch habe ich mich vergebens bemüht, ihm diese Kundgebung allzu großer Höflichkeit abzugewöh-

nen; er konnte den Hut nicht auf dem Kopfe dulden. Nicht die angeregte Furcht vor einer Erkältung seiner Glatze, nicht die zärtliche Liebe zu seinem, leider mehr als billig abgegriffenen Hute, nicht der Anruf seines Hanges zur Bequemlichkeit besserten ihn; er grüßte andächtig nach wie vor die Schilder und sagte nur: „Das versteht ihr Zeitungsschreiber nicht, werdet es nie verstehen!" Bat ich mir dann, wie schicklich, eine Erklärung aus, so konnte er sich lebhaft ereifern, leidenschaftlich eine Prise nehmen und sagen: „Wollt ihr wissen, was Leihbibliotheken für uns sind, so abonnirt ein halbes Jahr lang auf ein Buch und studirt täglich den Verkehr, dann werden euch die Augen aufgehen!"

Obgleich ich in früheren Jahren, in welchen der jugendliche Mensch das Bedürfniß eines „Schmökers" noch nicht überwunden und überlebt hat, in mancher Leihbibliothek abonnirt und mit dem Geschäftsgange derselben oberflächlich vertraut war, reizte die Aufforderung des Romanschreibers doch meine Neugierde, ich verband mich von Neuem mit einer Leihbibliothek und begann mit regem Eifer meine abermaligen Studien.

Die Leihbibliothek lag in einer guten Gegend der Stadt, in dem ersten Stockwerke eines Eckhauses und gehörte einem Geschwisterpaar, kränklichen, aber dabei sehr liebenswürdigen Leuten in mittlerem Lebensalter. Die Schwester stand der laufenden Buchführung vor; der Bruder suchte die verlangten Bücher auf, händigte sie aus und leitete das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, d. h. den Ankauf der Bücher, die Besorgung des Einbandes,

von welchem er selber Abends einen beträchtlichen Theil anfertigte und die diplomatischen Unterhandlungen mit den fremden Mächten im Publikum.

Meine Ansprüche an die Leihbibliothek waren nur sehr mäßig. Ohne besondere Auswahl ließ ich mir das erste beste Buch geben und fand mich nur regelmäßig in den Abendstunden ein, wann der Verkehr in diesen Lokalen am lebhaftesten zu sein pflegt. Bald bildete sich zwischen den guten Leuten und mir ein freundschaftliches Verhältniß. Der Leser, der oft mit dem zweiten oder dritten Theile eines Romanes zufrieden war, und selbst nachträglich, wenn der erste nach Hause gekommen, seine Lectüre standhaft verweigerte, belustigte den Bruder, einen kleinen, etwas verwachsenen Gesellen, und das Herz der Schwester gewann meine Vorliebe für Walter Scott, den sie gleichfalls innig verehrte und den ich während der Zeit meines Abonnements wohl dreimal durchlas. Nach vier Wochen eines täglichen Umganges von etwa fünfzehn Minuten faßten Beide zu mir Vertrauen, machten mir manche Mittheilung und überzeugten mich im Stillen, daß der Romanschreiber, mein grußfertiger Freund, wohl Recht habe, wenn er vor den Bibliotheken stets den Hut abzog.

Ich glaubte zu bemerken, daß der ganze Zusammenhang der mehrbändigen Literatur mit den lesenden Menschen durch diese Anstalten vermittelt werde, und ich beeilte mich, in allen Häusern, wo ich Zutritt hatte, Forschungen über die Herkunft der Bücher anzustellen, welche von den männlichen und weiblichen Angehörigen gelesen wurden. Zwar waren diese Nachforschungen nicht immer

leicht, denn meistens wurden die Bücher, ihres unanständigen und durchfetteten Aeußern wegen, verborgen gehalten, doch gewann ich bald durch vorsichtige Fragen die Ueberzeugung, daß alle diese anständigen, zum Theil sogar begüterten Familien ihren Roman- und sonstigen Lesebedarf nur aus den Lesebibliotheken bezogen und noch nie auf den Gedanken gekommen waren, daß es möglich sei, ein neues Buch in dem Laden eines Buchhändlers aufzusuchen, zu kaufen und mit Behaglichkeit als Eigenthum zu lesen. Die Privatbibliotheken der Familien bestanden nur aus den unvermeidlichen Klassikern Schiller und Göthe, einem Brockhausischen Conversationslexikon, keineswegs der neuesten Auflage, und einigen Bändchen lyrischer Gedichte, die unverkennbar nach dem Weihnachtstisch und dem Parfüm irgend eines früheren, schwärmerischen Verehrers der Frau vom Hause rochen. Die ganze schöngeistige neuere Literatur ging nur im schäbigen Reisegewande der Leihbibliothek, an den Ecken abgerissen, mit Makeln im Gesichte des Titelblattes, mit Albernheiten vollgeschrieben und häufig durch Diebstahl der schönsten Stellen beraubt, durch den Familienkreis. Die Zeitungslectüre wurde vierteljährlich mit zwei, die belletristische Erheiterung mit einem Thaler bezahlt; höher als zwölf Thaler durfte die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse dem Hausherrn nicht zu stehen kommen. Ich bat den Romanschreiber im Stillen um Verzeihung, hielt von diesem Tage an die Leihbibliotheken für die Zufluchtsstätten der armen deutschen Literatur und der bejammernswerthen Bücherschreiber, hing skeptischen Gedanken über vaterlän-

dische Bildung nach, glaubte wieder an buchhändlerische Treue und Redlichkeit, und begriff nicht, daß Leute von Verstand sich noch mit dem Anfertigen von Romanen beschäftigen, statt sich einträglicheren Unternehmungen, wie der Seeräuberei, der photographischen Nachbildung von höheren Kassenanweisungen, dem prämeditirten Banquerott und anderen modernen Industrien zu widmen.

Meine Besuche der Leihbibliothek wurden unterdessen fortgesetzt und mein Freund, der Vorsteher derselben, nahm bald keinen Anstand mehr, mich tiefer in seine Geheimnisse einzuweihen. „Wenn ein Buch bei den Lesern in die Mode kommt," sagte der verständige Mann, „so sparen wir kein Geld und schaffen eine Menge von Exemplaren an. Ich muß in meinem Viertel so manchen Roman, so manches Theaterstück und Reisewerk halten, das in anderen Stadtgegenden nicht verlangt wird. Hier wohnen weniger kleine Leute und das vertheuert mein Geschäft, während man doch annehmen sollte, die reichen Leute kauften irgend ein beliebtes Buch, nur um nicht darauf warten zu müssen, wenn alle Exemplare ausgegeben sind. Was in meinen Kräften steht, thue ich mit Freuden. So besitze ich von G. Freitag's „Soll und Haben" nicht weniger als sechs Exemplare der großen und der späteren Volksausgabe, allein bei dem Geize des Publikums, das selbst diese spottbillige Ausgabe nicht anschafft, bleibe ich fortwährend in Verlegenheit. Was sagen Sie dazu? Vor sechs Wochen schickt der Prinz X. seinen Jäger und läßt fragen, ob „Soll und Haben" zu Hause sei, der Roman sei ihm als lesenswerth empfohlen

worden und er wolle den ersten Theil haben. Ich beeilte mich, dem vornehmen jungen Herrn melden zu lassen, daß nicht allein der erste Theil nicht zu Hause, sondern auch geringe Hoffnung vorhanden sei, daß er die folgenden Theile einigermaßen rasch und regelmäßig hintereinander erhalten werde; für einen Prinzen schickte es sich doch wohl, den Roman vom Buchhändler zu entnehmen. Der Jäger trollte ab und richtete die Bestellung aus, aber mein Prinz hatte Geduld; er schickte den armen Kerl täglich, zuweilen zweimal, und jetzt habe ich ihn mit meiner Nachbarin der Bäckerfrau, dem Hufschmidt im Hinterhause und dem Kutscher des Geh. Sanitätsrathes in eine Serie gesetzt, so daß er wenigstens alle acht Tage einen Band erhält. Unter meine angenehmen Leser rechne ich ihn auch nicht, denn er geht mit den Büchern nicht allzu säuberlich um, schreibt große Anzüglichkeiten gegen die Verfasser hinein, macht Eselsohren, wenn er beim Lesen unterbrochen wird und wirft mit kleinen Bändchen von A. Dumas nach seinen Hunden. Glauben Sie mir, lieber Herr, wir haben ein sehr schweres Geschäft, denn man lebt einmal von dem Publikum und ist zur Höflichkeit verpflichtet, auch wenn einem himmelschreiendes Unrecht geschieht.“ Der gute Buchhändler hatte eben diese Rede gehalten und hustete ein wenig, als eine saubere Blondine eintrat und nach einem Blick auf einen Zettel sagte: „Die Frau Geh. Räthin läßt um Gervinus Literaturgeschichte bitten. Sie will den Band haben, in dem Jean Paul besprochen ist. Wenn er nicht da sein sollte, möchte sie etwas von Penseroso oder von Henriette Hanke

haben.“ Der Leihbibliothekar machte einige Ausflüchte und verabfolgte dann einen Penseroso. Die Blondine in dem alten seidenen Kleide der Geh. Räthin rauschte hinaus, und der Leihbibliothekar flüsterte: „Sie steht noch draußen, deshalb ..... wie finden Sie diese Unverschämtheit? nun soll eine Bibliothek unseres Kalibers ein so gelehrtes und theures Buch, wie den Gervinus anschaffen! Und ich darf gar nicht einmal sagen, daß ich den Gervinus nicht besitze, sonst würde die Geh. Räthin meine Bibliothek bei ihren Kaffeeschwestern in den übelsten Ruf bringen. Ich muß mich unter allerlei Vorwänden so durchschwindeln.“

Nachdem noch einige ältliche Schneidermamsellen gekommen waren und um etwas Rührendes für den Sonntag gebeten hatten, entfernte ich mich und stolperte auf der Treppe über einen wißbegierigen Hausknecht, der sich in einen Proceß aus dem Pitaval vertieft und auf der untersten Stufe neben der schmutzigen Fußbürste Platz genommen hatte.

Am Montag Abend war ich Zeuge eines denkwürdigen Streites zwischen meinem kleinen Freunde und einem kammerdienerartigen Menschen. Der Leihbibliothekar hatte sich in eine Heftigkeit geredet, die mir an ihm ganz fremd war. „Bitte, Herr Platzmann, sagen Sie Excellenz, daß ich den Ségur nicht zurücknehme. Wenn die Herrschaften ihre Bemerkungen in die Bücher schreiben, können sie mir nicht verargen, wenn ich sie ersuche, die Bücher auch zu behalten.“ — „Excellenz haben mir gesagt,“ antwortete der sogenannte Herr Platzmann, „das Buch wäre schon alt, und Sie müßten es für eine Ehre halten, wenn

ein Minister etwas mit eigener Hand hineingeschrieben hätte.“ — „Dann werden mir Excellenz auch erlauben, daß ich die beiden Bände in meinem Laden ausstelle und an jeden verkaufe, der für die Handschrift Sr. Excellenz noch ein paar Groschen giebt.“ — Platzmann verschwand und der Leihbibliothekar warf mit den beiden Bänden Ségur so entrüstet um sich, als hätte er die Excellenz selber unter seinen Händen. Ich wunderte mich über so viele Genauigkeit bei einer Excellenz, allein der Leihbibliothekar brummte: „Sie kennen die Menschen nicht. Das geht Mittwochs und Sonnabends selber auf den Markt, das commandirt Millionen, giebt große Diners und ißt am andern Tage die Reste von gestern, oder Bratwurst und geriebene Kartoffeln.“ Darauf zog der schwergekränkte Mann ein großes Stück Gummi aus der Schieblade eines Tisches, bearbeitete damit gewaltsam die schlimmsten Inschriften auf den Blättern des unglücklichen Feldzuges in Rußland, „denn,“ sagte er, „für die Handschrift (er bediente sich noch eines viel schlimmeren Wortes aus dem Hirtenlexikon) giebt doch Niemand einen Heller.“

Er rieb noch, als ein freundlicher grauhaariger Herr eintrat, um den zweiten Band der „Wanderungen eines alten Soldaten“ bat, ihn erhielt, in die Tasche seines langen braunen Oberrock versenkte und gemüthlich grüßend sich empfahl. „Dieser war unser ältester Abonnent,“ bemerkte die Schwester, „er stammt noch von unserem seligen Vater her. Er ist zufrieden, wenn er alle Neuigkeiten zwei Jahre nach ihrem Erscheinen im Buchhandel erhält, hat unsere Bibliothek wenigstens schon zehnmal

durchgelesen und wahrscheinlich noch nie ein neu brochirtes Buch in der Hand gehabt.“ Ich konnte mich bei dieser Benachrichtigung nicht des abentheuerlichen Gedankens erwehren, welche sonderbare Gestalt die Pferdezucht und der Pferdehandel annehmen würde, wenn die Deutschen ihre Bücherökonomie auch auf den Stall verpflanzten und nur auf „Miethsgäulen“ reiten wollten. Aus diesen Grübeleien wurde ich durch einen ungefähr vierzehnjährigen Knaben in feinen Kleidern geweckt, der mit einer Cigarre im Munde in den Laden trat, die Asche an der Tischkante abstrich, auf mich einen flüchtigen halbverächtlichen Blick warf und von der Schwester des Bibliothekars mit lauter Stimme den ersten Band eines so unanständigen Romans verlangte, daß ich gerechtes Bedenken trage, den Titel hier mitzutheilen. Das gute alte Mädchen flüchtete verlegen hinter die am Schreibtische stehende spanische Wand und rief den Bruder, der sehr höflich und mit Bedauern sagte, daß der verlangte Band nicht da sei, aber in einigen Tagen zurückkäme und aufbewahrt werden solle. Nachdem der Bube sich noch mit einem geforderten Schwefelhölzchen die Cigarre wieder angezündet hatte, ging er hinaus und schlug hinter sich, ohne guten Abend zu sagen, die Thür zu. Der Leihbibliothekar zuckte die Achseln. „Der Sohn unseres Hauswirthes — was sollen wir machen?“ „Dem Vater die saubere Lectüre seines Sohnes anzeigen, sollen Sie!“ rief ich entrüstet. „Als ob wir das nicht gethan hätten! Der alte Herr lachte aber und meinte, er sei noch jünger gewesen, als er solche Bücher schon gelesen; wir sollten uns um seinen gescheuten Jungen nicht be=

kümmern. Würden wir noch ein Wort verlieren, wir riskirten, der Alte kündigte uns die Wohnung und ein Umzug ist der halbe Untergang eines Leihbibliothekar-Geschäftes."

Ich zuckte die Achseln und fragte, ob diese Schriften häufig Leser von so zartem Alter fänden. „Das genannte Buch," sagte der Bibliothekar, „ist den jungen Leuten meistens unbekannt, allein es giebt eine Menge Bücher unverfänglichen Titels aber schlüpfrigen Inhaltes, die von vielen jungen Mädchen im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren gefordert und oft im häuslichen Kreise vorgelesen werden. Sie würden sich wundern, lieber Herr, wenn ich Ihnen diese unschuldigen Tauben zeigen sollte, aber wir Leihbibliothekare gleichen den Beichtigern, wir haben nur Ohren für die Sünden der Leute; die Lippen sind uns durch den Gebrauch und äußern Vortheil geschlossen. Draußen schlug es sieben Uhr, er war Zeit, das Geschäft zu schließen und an den Einband eines Haufens neuer Romane zu gehen, die vor einer halben Stunde aus einer Verlagshandlung angelangt waren, welche sie der Leihbibliothek mit besonderen Vortheilen zu überlassen pflegte, da traten zwei Soldaten ein, legten ein überaus schmutziges Buch auf den Tisch und forderten den folgenden Band. Die Leute hatten Eile, als ob sie heimlich aus der Kaserne entwischt wären. Als ihr Wunsch befriedigt worden war, warf ich einen Blick in das Buch, es war der erste Band von „Onkel Tom."

„Die Droschkenkutscher haben ihn jetzt Alle gelesen;

nun kommt er unter die Soldaten. Sie sind immer die Letzten."

Nach diesen Worten drehte er die einzelnen Gasflammen des Kronleuchters aus und ich hielt es für Zeit, mich zu verabschieden. Auf der Treppe begegnete mir noch eine ältere Dame und rief, als sie das Geräusch der Schlüssel hörte: „Mein Gott, der Laden wird doch nicht schon geschlossen?" „Allerdings, Madame, Sie sind nur fünf Minuten zu spät gekommen!" „Ach wie unangenehm, wir lesen heute Abend den Schiller'schen Don Carlos mit vertheilten Rollen und es fehlte uns noch ein Exemplar. Der Sicherheit wegen hatte ich mich selbst auf den Weg gemacht und nun ist der Laden geschlossen."

Da ich die Hartnäckigkeit der Geschwister kannte, an der festgesetzten Feierabendstunde festzuhalten, ermunterte ich die Verehrerin Schillers nicht weiter, aber ich fühlte mich als Schriftsteller wundersam getröstet, daß selbst einer unserer Großmeister der Literatur, wie der erste beste Romancier, aus der Leihbibliothek geholt werden sollte, und ging zu meinem Romanschreiber, um bei ihm Thee zu trinken.

V.

Unglückshaus und Unglücksmensch.

Häuser üben so gut wie manche Menschen auf ihre Umgebung zuweilen einen geheimnißvollen Einfluß aus, den die Dichtkunst mit besonderer Vorliebe auszubeuten pflegt. Von dem Hause in Plutarch's Lebensbeschreibungen an, bis auf das unheimliche Haus bei E. T. A. Hoffmann, hat es nicht an abentheuerlichen Gebäuden gefehlt, in welchen sich Dinge zutrugen, die über den menschlichen Horizont hinausgingen. Diese Betrachtung schließt mir stets quer durch die Gedanken, wenn ich an dem Hause Nr. 199 in der Behrenstraße vorübergehe; denn auch dieses Haus ist ein Unglückshaus. Nur ist diese Bezeichnung allerdings nicht so zu verstehen, als ob, wie bei Plutarch, räthselhaftes Jammergeschrei daraus erschallte, oder wie bei E. T. A. Hoffmann ein geisterhaft zweideutiges Wesen in der Dämmerstunde aus einem Fenster des ersten Stockwerkes auf die Straße sähe, allein das Haus verdient dennoch diesen Titel, da es seine Besitzer, erst den Vater, dann den Sohn verleitet hat, das Salz des Lebens, den Sauerstoff der geistigen Natur, die Lokomotive der Geschichte: die Arbeit, aufzugeben und den Lebenslauf jener jüngsten der schönen Künste: der Faulheit, zu widmen.

Das Unglückshaus Nr. 199 der Behrenstraße ist drei Stockwerke hoch, glänzt von dicken Spiegelscheiben, beher-

bergt im Erdgeschosse mehrere, theure Miethen zahlende Läden, erfreut sich guter Stallungen für sechs Pferde und besitzt einen Hof, groß genug, um darin ein Volksfest, wenigstens eine italienische Nacht zu feiern. Es bringt mehrere tausend Thaler jährlicher Miethe ein und erwirbt mit jedem Quartal, an welchem die Miethen nach heutiger Sitte gesteigert werden, den Titel „Unglückshaus" mit größerem Rechte. Wie gesagt, gehörte es erst dem Vater und dann dem Sohne, zwei Leuten, die nach dem Geklätsch der Nachbaren obenein nie verheirathet waren, obwohl man nicht leicht einzusehen vermag, wie der Vater alsdann in den Besitz eines rechtmäßigen und erbfähigen Sohnes gelangen konnte. Diese Lesart der Nachbaren wird durch die gänzliche Bedeutungslosigkeit der Mutter des Sohnes erklärt. Ihre sterbliche Natur vermochte schon sehr bald nach ihrer Verheirathung den, Charaktere schwächenden Einfluß des Hauses nicht zu ertragen; als eine ehrliebende Frau starb sie an der Topfguckerei ihres Gemahles, nachdem sie ihm den einzigen Sohn geboren hatte. Der Vater und Wittwer beweinte sie nur fünf Minuten lang, da sie ihm bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen stets im Wege gewesen war, und gerieth bei seiner beharrlichen Verzichtleistung auf jegliche Aeußerung des Schmerzes sehr bald in den Ruf: nie verheirathet gewesen zu sein. Jeder Kenner von Häusern mag ermessen, wie begründet der Ruf des Unglückshauses war, da sich kein Frauenzimmer weiter bemühte, als Nachfolgerin der Verstorbenen aufzutreten, und auch der Sohn im reiferen Alter nie von weiblichen Nachstellungen zu leiden hatte.

Beide wurden nämlich von der gesammten angrenzenden Menschheit außerordentlich gefürchtet, da sie, Dank dem schrecklichen Hause, von allen andern Creaturen abwichen und mit ihrem und der übrigen Menschen Dasein nur ein leichtsinniges Spiel trieben.

Sobald der Vater seine Frau begraben hatte, belohnte er den Kutscher, der ihn nach dem Kirchhofe gefahren, mit dem sechsten Theil eines Thalers, einer Summe, die mit den wichtigsten Vorgängen im irdischen Leben in einem noch nicht erklärten Zusammenhange steht, aber allen Küstern und ähnlichen Personen gar wohl bekannt ist, zündete seine mit Varinaskanaster gestopfte Pfeife an, öffnete das Fenster und rauchte mit Ausnahme der Essenszeit, bis die Sonne unterging. An diesem ersten Tage legte er, wenn der Bote des Stadtgerichts, sein alter Freund, die Wahrheit geredet hat, das Gelübde ab, niemals zu arbeiten, und auch dereinst seinen Sohn von diesem schlimmsten aller Laster abzuhalten, da er in jungen Jahren die bösen Einwirkungen der Arbeit auf das kindliche Gemüth kennen gelernt, und der Ertrag seines Hauses vollkommen hinreiche, um Vater und Sohn ohne eigene Bemühungen reichlich zu erhalten.

Sobald der Kleine heranwuchs, zeigte sich sehr bald die merkwürdigste Uebereinstimmung mit den Grundsätzen seines Vaters. Da derselbe ihn eifrig, ja fast ängstlich vor den Irrlehren der Schule behütete, und der seiner Erziehung nachforschenden Polizei vorspiegelte, daß er selber für die Erziehung seines Kindes sorge, so konnte eine seltene Uebereinstimmung der beiderseitigen Ansichten

nicht ausbleiben. Auch der Sohn entwickelte eine Vorliebe für die kleinen Einzelheiten der Wirklichkeit und die Mißachtung fremden Schmerzes, namentlich wenn er so glücklich war, ihn durch sein Betragen verursachen zu können.

Der gute Vater ließ den einzigen Sohn nichts lernen, als das Klavierspiel, aber nicht aus Wohlgefallen an der Musik, sondern nur, weil auf das mit der Aussteuer der verstorbenen Frau in das Haus gekommene, oft ausgebotene Pianoforte, kein Käufer ein ausreichend hohes Gebot thun wollte und das Instrument sich doch einigermaßen verzinsen mußte. Der gute Sohn aber übte mit Eifer, weil er schon frühe bemerkt hatte, daß sein Herr Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen den musikalischen Ton und die damit verknüpfte Handleistung hege. Diese Beobachtung spornte den jungen Dilettanten so lebhaft an, daß er schon vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre ein angehender Virtuose heißen konnte. Ungeachtet seiner ausgebildeten technischen Fertigkeit wirkte die Musik jedoch nicht segensreich auf den Jüngling ein. Der Stamm, auf den man die süße Tonkunst pfropfen will, muß einer frommen Menschengattung angehören; auf holzigen stachlichen Gewächsen bringt er die wunderlichsten Entartungen der Früchte hervor. Der Sohn gebehrdete sich als der unleidlichste Virtuose der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Als kostenfreier Spieler richtete er zahllose Concerte zu Grunde, verbitterte den Kritikern das Leben und musicirte öffentlich mit um so größerer Wollust, je deutlicher ihm wurde, daß auch nicht ein Ohr ihn mit Vergnügen höre. Die schärfsten Besprechungen richteten

nichts gegen ihn aus, bis, nicht die Hand der Kritik, sondern die des Schicksals, seinem Streben eine andere Richtung gab.

An einem lieblichen, aber sehr heißen Sommernachmittage kam der Vater von einem Jubiläum heim, das ein Hausbesitzer am Tage der Exmission seines fünfzigsten Miethers gefeiert hatte, und klagte über ein heftiges Unwohlsein. Eine halbe Stunde darauf stellte sich in seinem Antlitz eine unverkennbare Schiefheit der Züge ein, die ganze rechte Seite des Körpers erschlaffte und der Besitzer des Unglückshauses sank mit einem leisen Laut in den Lehnstuhl, den Schauplatz seines nützlichen Lebens. Der Sohn aber berief sofort einen homöopathischen Arzt, der ihm genügende Garantieen bot, nicht durch Anwendung von Aderlässen die Qualen seines Vaters zu verlängern. Der Homöopath kam, versuchte durch Verdünnungen auf den versitzten Lebensfaden des Schlagflüssigen einzuwirken und hatte gegen Tagesanbruch erreicht, daß der schwerfällige Mann dalag, wie heute das transatlantische Kabel, und nur höchst selten einen verständlichen Laut von sich gab. Fortgesetzte ärztliche Bemühungen brachten endlich auch die letzten elektrischen Zuckungen zum Schweigen, und vier und zwanzig Stunden nach dem Festmahle war die Seele aus dem Unglückshause ihres Leibes entflohen und hatte diesen den Würmern als Festmahl hinterlassen. Der Vater war an dem Jahrgange von 1834 gefallen; vielleicht erweist der Jahrgang von 1859 einst entfernten Verwandten des Sohnes einen ähnlichen Liebesdienst. Vor ausgelassener Freude bezahlte der bekümmerte Sohn nicht allein den

Leichenwagen mit vier Pferden, sondern ließ auch einen Leichenstein aushauen, auf welchem die Worte des Apostels: „Wenig und böse“ durch des Künstlers Meißel verzeichnet wurden. Dann hüllte er seinen ältesten Hut dicht in einen Trauerflor und ließ, um den düsteren Tag doch durch eine gute That aufzuhellen, eine Köchin aus dem zweiten Stockwerk des Unglückshauses verhaften, weil sie durch Torfasche, in welcher sich noch glühende Kohlen befanden, sein Eigenthum der Feuersgefahr ausgesetzt hatte.

Ueber das Leben des Vaters berichte ich nur aus wohlverbürgten Mittheilungen; den Sohn kenne ich persönlich und beobachte ihn seit vielen Jahren. Eine unbekannte Macht zieht mich dämonisch in seine Nähe, und wenn ich Widerstand leiste und ihn fliehe, kommt der Besitzer der steinernen Nr. 199 mir nach, und spricht durch seine nichtsthuerische Existenz meinem arbeitsamen Leben Hohn. Wenn ich nach langer freiwilliger Einsperrung in meine Studierstube einen Spaziergang wage, kann ich mit Bestimmtheit darauf rechnen, ihm zu begegnen. Wenn ich zur Erholung an das Fenster trete, geht er gewiß vorüber, und wenn ich zuweilen einen alten Weinkeller besuche, sitzt er sicherlich schon unter dem einzigen trüben, vergitterten Fenster, trinkt seinen Schoppen Oppenheimer und guckt den oben Vorübergehenden nach den Beinen. Wir haben nie mit einander gesprochen, aber wir stehen in einem geheimnißvollen Rapport. Wir scheinen Beide von Neid über unsere Stellung erfüllt zu sein, denn so scheel ich auf seine vier und zwanzig Stunden und seine ihm

leicht zufließende hohe Jahresrente blicke, ist er doch weit unglücklicher als ich.

Aber bei unserem gelegentlichen Zusammentreffen giebt es Momente, in denen er mir wieder mehr Theilnahme einflößt. Wir speisen Beide Sonntags zuweilen in einem Hotel an der Table d'hote, ich, weil an diesem Tage ein ausgezeichnetes Rostbeef echt englischen Styles auf den Tisch kommt, er, weil es bei ihm Gemüthsforderung ist, sich enge an die Seite des Wirthes zu setzen und ihm Niederträchtigkeiten über seine Weinsorten zu sagen. Wenn dann ein gutmüthiger, vom moussirenden Bacchus angeregter Herr für einen armen Schelm eine kleine Collecte veranstaltet, verzerrt sich das Gesicht meines unbekannten Freundes, als wollte ihn das Geschick seines Vaters ereilen.

Zwar liebt er Collecten, aber nur insofern, als er den Aufruf dazu in den Zeitungen mit seinem Namen unterzeichnen und sich Comitémitglied schelten lassen darf. Er ist in dieser Weise Mitglied des patriotischen Vereins zur jährlichen Bewirthung der in Baden blessirten Krieger, mit Speck und Sauerkohl, des Vereines für unentgeltliche Austheilung lyrischer Gedichte an unmündige Taschendiebe in den Marken, des Prügelsuppenvereines für Wöchnerinnen, der ersten Association zur Verhütung der Verbreitung falscher Fünfzigthalerscheine, der naturhistorischen Gesellschaft zur Erhaltung der Affen auf dem Felsen von Gibraltar und ähnlicher gemeinnütziger Zusammenrottungen von edlen, aber müßigen Berlinern; einen Groschen baaren Geldes für einen dieser Zwecke hat er noch niemals be-

zahlt. Dafür betreibt er mit unübertrefflicher Geschicklichkeit den höheren Bettel. Wenn er im schwarzen Gallaanzuge mit einem großen Actenstücke unter dem Arme in die Quartiere wohlhabender Leute dringen und ihnen einen oder mehrere Thaler abpressen kann, wird er wahrhaft liebenswürdig. Nach der Versicherung von Augenzeugen entwickelt er nur einen noch anziehenderen Humor, wenn er die Miethe am ersten Tage des Vierteljahres in Empfang nimmt, und mit dem stillen, aber unerschütterlichen Entschlusse, nicht zu helfen, die Klagen der Miether über einzelne Uebelstände, z. B. rauchende Bratöfen, oder lose Ofenklappen anhört. An allen übrigen Tagen des Jahres hält er sich nur ungern in seinem Hause auf. Sein Pianoforte sammt dem dazu gehörigen Notenvorrath ist längst verkauft, mit Lectüre hat er sich nie beschäftigt, Leidenschaften für Gemälde, Statuen, Blumen oder Möbel regen sich nicht in ihm; es treibt ihn daher hinaus auf die Straße, in das Kaffeehaus. So findet er sich täglich in einem eleganten Bierhause um halb elf Uhr Morgens ein und untersucht die leider schlecht schließenden Fenster dieses Lokals, zankt mit dem Kellner darüber und ißt zu einigen mitgebrachten Semmeln die Hälfte des Senfgefäßes aus, sobald der Bursche vor Entrüstung ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlassen hat. Der Wirth ließ freilich schon häufig, um ihm diese Unart zu verleiden, dem Senfe allerlei emetisch und purgatorisch wirksame Säfte und Pulver zusetzen, allein es scheint, daß gleich seiner moralischen Hälfte auch der leibliche Theil ziemlich unempfindlich selbst gegen die stärksten Rührungen sei;

diese heimtückischen Arzneistoffe haben ihn nicht von dieser Angewohnheit abgebracht. Im Sommer geht er hierauf den vom Exercierplatz heimkehrenden Truppen entgegen, im Winter flanirt er unter den Linden vor den Bilderläden, läßt das Wetter aber einen weiteren Spaziergang zu, so unternimmt er wohl eine kleine Fußreise in die Nachbarschaft von Berlin und verbindet damit eine hübsche Razzia, die einer näheren Beschreibung werth ist.

Unser liebenswürdiger Freund wandert dann in die neuen Stadtgegenden des Westens vor die Stadtmauer nnd späht nach aushängenden Miethszetteln. Er weiß aus eigener Erfahrung, wie man Miethern wehe thut, und kennt außerdem die wunden Flecke im Gewissen der Hauswirthe. Als ob er die Wohnung miethen wollte, steigt er in die, auf dem Zettel bezeichnete Etage empor und wünscht mit anscheinend liebenswürdiger Miene das Quartier in Augenschein zu nehmen. Anfangs gebehrdet er sich höflich und schüchtern, hat er aber einmal im Gespräch festen Fuß gefaßt, so sucht er sich mit virtuoser Bravour unangenehm zu machen. Führt ihn eine Dame umher, dann fängt er in Gemächern, die man in solchen Fällen der nothgedrungenen Verletzung des Hausrechts nur flüchtig zeigt, gern eine längere Unterhaltung an, bleibt stehen und mustert die umherliegende und hängende Garderobe mit scharfem Auge, wischt auch wohl mit seidenem Taschentuche gewissenhaft die Brillengläser ab. Bemerkt er, daß die arme Dame verlegen wird, so bittet er um Entschuldigung, wenn er sich danach erkundigen müsse, allein es könne ihm nicht gleichgültig sein, ob eine Woh-

nung von Ungeziefer frei sei oder nicht, er für sein Theil fürchte, daß, wenn wirklich die übrigen Zimmer nicht an diesem Uebelstande litten, dieses Zimmer doch entschieden von Wanzen behelligt werde, ja, um den härtesten Ausdruck zu brauchen, durch und durch „verwanzt" sei. Wird das unglückliche Wesen verlegen und stammelt einige unwillige oder abwehrende Worte, so fügt er besänftigend hinzu, daß ihm nur die Atmosphäre des Gemachs nicht gefalle und daß er sich wohl im Irrthume befinden könne. Bemerkt er einfache Möbel und schlichte Fenstervorhänge, so unterläßt er nicht zu murmeln, daß ohne alle Frage dieses Zimmer durch eine reichere Einrichtung sehr gewinnen müsse. Erkundigt er sich nach dem Zustande der Küche, so zweifelt er, dem Ansehen des Bratofens nach, daß derselbe häufig gebraucht werde, vermißt auch wohl eine Speisekammer und eine Wasserleitung neuesten Styls. Dann begiebt er sich zum Wirth, erkundigt sich nach der Höhe der Miethe, findet dieselbe nicht zu theuer, stößt dem arglosen Manne durch seine furchtbare Kritik der Wohnung aber beinahe das Herz ab. Die Einfassung der Fenster sei durch Feuchtigkeit und Unreinlichkeit morsch geworden, der Anstrich der Thüren habe durch mangelhaftes Putzen gelitten, kein Schloß sei in Ordnung und sämmtliche messingene Ofenthüren schienen zerbrochen, die Tapeten zeigten Löcher, und wenn er die Wohnung miethen solle, so müsse vorher eine vollständige, Alles umfassende Restauration vorgenommen werden. Der Wirth hört ihn mit weitgeöffneten Augen und Lippen an, verspricht die Wohnung sofort zu besichtigen und bittet ihn, der näheren

Besprechung wegen, im Laufe der nächsten Woche wiederzukommen. Unser Cavalier entfernt sich, den stillen Frieden einer edlen Seele in seinem Busen tragend. Der Wirth stürzt in seine Stiefeln und die beiden Treppen hinauf zu dem verleumdeten Miether. In Abwesenheit des Hausherrn wird er von Mutter und Tochter empfangen, die sich noch immer nicht von ihrem Abscheu gegen das eben entwichene Ungeheuer erholen können und an einer höchst gereizten Stimmung leiden. Der aufgebrachte Mann stellt sie zur Rede wegen der heillosen Vernachlässigung der Wohnung und verlangt zur sofortigen Besichtigung zugelassen zu werden, die empörten Damen verweigern dieselbe im Gefühl ihrer Unschuld, und der bitterböse Dialog schließt endlich mit mündlichen Beleidigungen, aus denen sich leider eine Klage vor Gericht entwickelt.

Wie müssen wir aber erst den Unglücksmenschen bewundern, wenn wir ihn bis in die Hallen des Stadtgerichts verfolgen, wo er in den gemüthlichen Räumen der Deputation für Bagatellsachen zu den Stammgästen gehört. Er zählt vermöge seiner Organisation zu den nur zu häufig vorhandenen Personen, welche zwar sehr gern Geld einkassiren, sich aber um so schwerer davon trennen mögen. Damit hängt seine Abneigung zusammen, Rechnungen jeder Art zu bezahlen. Zuerst foppt er die für ihn arbeitenden Handwerker so lange als möglich durch angebliche Abwesenheit, Mangel an kleinem Gelde, vorgespiegelte Nachlässigkeit in den Leistungen und ähnliche elende Kniffe. Hat er die Ungeduld der armen Leute auf das Aeußerste gebracht, so läßt er sich verklagen. Ihm wird erst wohl,

wenn er wenigstens fünf oder sechs kleine Bagatellsachen auf dem Halse hat, die ihm eine gedeihliche Aufregung verschaffen und zu seinen diätetischen Hülfsmitteln gehören. Verurtheilt ihn das Gericht, wie es fast immer thut, so ist er weit davon entfernt, zu bezahlen. Jetzt beginnt die niedere Jagd mit den Executoren, das Versteckspielen, das Stehen auf dem Anstande, das spurlose Verschwinden, endlich der reizende Spannungsmoment der Ueberlistung und Ergreifung. Kein schalkhaftes Mädchen kann im Stillen ein größeres Behagen empfinden, wenn sie von ihrem Liebhaber mit starker Hand festgehalten und anscheinend wider Willen geküßt wird, als unser Mann, wenn ihn der Executor endlich festgemacht hat und in den Schuldarrest schleppen will. Erst jetzt bequemt er sich zur Zahlung, aber nicht ohne die zärtlichsten Vorwürfe, daß so große Anstrengungen höchst überflüssig gewesen seien, er habe niemals eine Zahlung verweigert, der ganze Wirrwarr beruhe auf eitlen Mißverständnissen und es sei im höchsten Grade Unrecht, ihm durch alle diese Weitläufigkeiten noch Gerichtskosten zu verursachen. Dergleichen Ausgaben für Kosten bilden aber den Luxus in seinem Leben. Sie gleichen dem baaren Aufwande, den andere wohlhabende Leute mit Badereisen und Sommerwohnungen treiben. Er betrachtet sie als sein nothwendiges Steckenpferd. Zuweilen treten jedoch traurige Zeiten ein, wo er auch nicht die geringste Rechtssache hat; dann befindet er sich höchst elend und in einer gedrückten Stimmung. Er magert ab, schläft schlecht und erholt sich nicht eher, als bis das Interregnum verflossen ist, wieder neue Händel

angeknüpft sind und das Gericht ihm eine Vorladung sendet.

Am glücklichsten fühlt er sich in dem zweiten Stockwerke des Stadtgerichts, in dem unbeschreiblich ahnungsvollen Dunstkreise von allerlei Hader und Grimm, der hier auf jedem Sonnenstäubchen schwebt, in allen Winkeln lauert, aus jedem Gesichte der Kommenden und Gehenden grinzt, und selbst den göttlich hellen Tag verdüstert. Hier lebt er, wie die Kröte in ihrem Moor. Die Unterbeamten kennen ihn genau, nicken ihm zu und schnupfen aus seiner Dose; die Assessoren und Räthe, die wie richtende Erzengel über diesem Gewühl der Verzweiflung schweben, lachen einander an, wenn sie ihn gewahr werden. In seinen Angelegenheiten gehört er zu den schärfsten Dialektikern, zu den geriebensten Sophisten; er ruht in keinem Termine eher, als bis er bemerkt, daß dem gepeinigten Richter das Blut zu Kopfe steigt. Dann giebt er bescheidentlich nach, denn er ist gründlich feige und hat es nicht gern, sich in Gegenwart anderer Leute anschreien zu lassen. Ist es möglich und thunlich, so mischt er sich gern in fremde Händel, und erbietet sich, wenn er dadurch eine augenblickliche Verwirrung hervorbringen, den Richter stören und eine Partei gründlich demüthigen kann, kleine eingeklagte Posten fremder Verklagter von zehn bis zwanzig Silbergroschen großmüthig zu bezahlen. Abgewiesen zu werden, bereitet ihm nicht die geringste Kränkung. Läßt es sich bewerkstelligen, so *schwört* er gar zu gern, vorzüglich wenn er bemerkt, daß der Richter die innere feste Ueberzeugung hegt, er schwöre so etwas, wie einen kleinen

Meineid. Doch kann dergleichen bei seiner außerordentlichen Vorsicht immer nur auf gewagten Vermuthungen beruhen. Als Kläger ist er nicht so furchtbar, wie man seinem Charakter zufolge glauben sollte. Er hat einen Abscheu, seine etwaigen hartnäckigen Schuldner einsperren zu lassen und die gesetzmäßigen Alimente für sie zu bezahlen. Die Noth der Gefangenen hat keinen Reiz für ihn, da er doch immer um den persönlichen Genuß derselben kommt. Könnte er seine Seele mit ihren Grimassen bei dem Verzehr der berühmten schwarzen Suppe auf der Karte des Schuldgefängnisses laben, er zahlte wahrscheinlich! Von ihnen durch eine halbe Wegstunde, Gitter und starke Thüren getrennt, ist keine Verlockung vorhanden, sie im Käfig auf seine Kosten zu füttern.

Wir würden nur ein äußerst mangelhaftes Charakterbild unseres Helden liefern, sprächen wir nicht von dem, was er seine politischen Ansichten nennt. Niemand ist äußerst mangelhaft von der Natur ausgestattet, daß er sich nicht dessen bewußt würde und auf irgend eine Weise darunter im Geheimen litte. In einem dieser Augenblicke menschlicher Verzagtheit griff der Unglücksmensch zu demselben Mittel, dessen sich schon viele seiner Gefährten bedient haben, um vor dem Scharfblick der Welt ihre radikale Nichtswürdigkeit zu verschleiern; er gab sich für einen „loyalen Preußen" aus, und schloß sich einem Bunde an, der sich einer politischen Pharisäerschaft rühmte, und auf die ihrem Monarchen nur auf gewöhnliche Weise treuen Zöllner und Sünder mit äußerster Verachtung herabblickte. Diese Menschenklasse betreibt ihr Geschäft immer nach Art

der Schakals heerdenweise, fällt nie ein lebendes wehrhaftes Geschöpf an, zerreißt aber die gefällte liegende Beute mit Behagen in lauter zollgroße Fetzen. In besagter Gesellschaft lebte der Held Jahre lang mit ungemeinem Behagen, beutete die Verhältnisse scharfsinnig und geldgierig aus, mästete sich mit Verrath und Verleumdung und strebte sogar nach gewissen Auszeichnungen, die er ohne den merkwürdigen letzten Wechsel der Dinge wahrscheinlich auch erlangt hätte.

Wunderbarer Weise finden wir den „loyalen Preußen“ gegenwärtig auf Seiten der liberalen Partei. Er hat sich so lebhaft umgewandelt, daß ihm das Pentagramma, d. h. der Kopftitel der Kreuzzeitung schon wahre Pein verursacht, er hat es sogar bis zum Wahlmanne gebracht, da die Handwerker seines Urwahlbezirks gutmüthige Menschen sind und nicht ewig Rache brüten. Der überzeugungstreue Preuße hat bei der letzten Versammlung für den Bürgermeister Grabow aus Prenzlau gestimmt, schwärmt für den Herrn v. Patow, wählt aber principiell keinen Minister. Sollte das Glück ihm wohlwollen und in die Vorderzimmer der Wohnung eines seiner Miether einen Abgeordneten der reactionairen Opposition führen, dem er noch vor sechs Wochen bei anderthalb Graden Wärme und Schneegestöber seinen Haarbusch als Schmutz- und Fußbürste hingehalten hätte, so stehen wir nicht dafür, daß er ihn unter irgend einem Vorwande gelegentlich beleidigt und mit ihm einen kleinen Prozeß anfängt.

Ach! die Menschheit hat nicht einmal den gemeinen Trost, daß auf seinem Hause Hypotheken stehen, welche

zu unangenehmen Terminen gekündigt werden können; sie muß diese entzückende Persönlichkeit, wie den Alligator und ähnliche Geschöpfe von noch nicht entdeckter Nützlichkeit, mit stiller Geduld ertragen.

VI.

Der Verfassungshämorrhoidarius.

Aeltere Herren, die jährlich zweitausend Thaler zu verzehren haben, weder Frau noch Kind besitzen, und mit keiner Amtsverwaltung betraut sind, fangen an, auf eine bedrohliche Weise überhand zu nehmen. Das Wohlgefallen am Junggesellenleben, veranlaßt durch die nicht mehr zu befriedigenden Ansprüche der heirathslustigen Damen, die Beweglichkeit des Geldes und die verlockende Leichtigkeit, auf den Eisenwegen durch Länder und Städte zu schwärmen, haben die starke Entwickelung dieser Menschenklasse ungemein begünstigt. So wenig man aber ungestraft unter Palmen wandelt, so wenig Segen bringt es, sich den Sorgen und Leiden des ehelichen Lebens zu entziehen, seine Hände nicht mehr mit Arbeit zu beflecken und die Landstraßen unsicher zu machen. Diese älteren Herren versinken stets in irgend eine Geistesstörung, vereint mit unheimlichen leiblichen Unbequemlichkeiten, und die häufigste derselben pflegt jene neuere Krankheitsform zu sein, die sich

erst seit zehn Jahren unter dem männlichen Geschlechte gebildet hat, und mit Fug und Recht „Verfassungshämorrhoiden“ genannt werden kann.

Die gegenwärtige politische Umgestaltung der Verhältnisse hat wohl das Meiste dazu beigetragen, ein so schweres Uebel heranzubilden, und der Verfassungshämorrhoidarius ist erst jetzt eigentlich an den Tag gekommen; allein die Wurzel seines Uebels ist rückwärts in der Vergangenheit zu suchen.

Der Kranke hat von jeher Morgen- und Abendblätter mit Leidenschaft gelesen und in den zahlreichen Stunden der Muße den Versuch gemacht, sich eine eigene politische Meinung zu bilden. Aber die fortwährende Gährung der staatlichen Elemente verhinderte jeden brauchbaren Niederschlag von Gedanken und brachte nur die beklagenswerthesten Obstructionen im geistigen Gebiete hervor. Der tägliche Kampf der Leitartikel der verschiedenartigsten Parteien, die nie endende Revisionssucht und die beängstigende Maßregelei, zwangen den armen Leidenden endlich, sich nur noch an den Buchstaben der Verfassung zu halten. Der Hämorrhoidarius der Verfassung trägt bei Tag und bei Nacht ein in Leder gebundenes Exemplar derselben bei sich und bedient sich desselben fast so häufig, als seines clysopompischen Apparates. Unter dem Manteuffel'schen Regimente begnügte er sich damit, im Stillen zu trauern und für die politisch-socialen Ausschweifungen, welche er sich im Jahre 1848 erlaubt hatte, Buße zu thun; unter dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald ist er aus seinem

Winterschlaf erwacht und beeifert sich, an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die Erscheinungen, welche sich bei diesen Kranken zeigen, sind so bestimmt und entwickeln sich so regelmäßig, daß wir von allen Verfassungshämorrhoidarien geredet haben, wenn wir einen derselben beschreiben. Sobald die ersten Wahlbewegungen sich entwickelten, begannen auch die ersten deutlichen Spuren des Leidens sich zu zeigen. Fast in jedes Redactionslokal trat ein stattlicher Herr, dessen Außenseite ein wundersames Gemisch von den Folgen guter Kost und mangelhafter Verdauung, von Sorgenfreiheit und eingebildeten Sorgen, von ungerechtfertigter Unzufriedenheit mit der Welt und von äußerster Selbstgenügsamkeit, von einem bequemen Paletot und einer weißen gesteiften Halsbinde zeigte. Er verlangte den Redacteur zu sprechen und erreichte vermöge des letztgenannten Attributes leichter Zutritt, als gewöhnliche Menschen mit schwarzen Cravatten, da in Zeiten politischer Fortschritte weiße Halsbinden und ihre Träger im erfreulichen Verdachte stehen, aus den Ministerien zu kommen und Anstellungen mit hohen Gehalten zu überbringen. Nachdem er mit einer wichtigen Bedachtsamkeit auf dem rohrgeflochtenen Audienzstuhl Platz genommen, räuspert er sich, und zieht ein kleines Manuscriptbündel aus der Busentasche, nach dessen Entfaltung sich häufige Spuren einer ängstlichen Correctur zeigen.

„Sie werden entschuldigen, wenn ich mir erlaubt habe, Herr Redacteur," sagt der arme Leidende, einige Artikel aus der Verfassungsurkunde zu entlehnen, und mit einigen

Erläuterungen zu begleiten. Es würde mir lieb sein, wenn meine Auseinandersetzung in Ihrem vielgelesenen Blatte erschiene."

„Mein werther Herr," antwortete der Redacteur, indem er einen ganzen Stoß ähnlicher publicistischer Versuche aus einem Fache des Pultes hervorzieht, „unser Blatt wird ohnehin gegenwärtig so durch die vaterländischen Zustände in Anspruch genommen, daß wir kaum im Stande sein werden, Ihrer Bitte zu willfahren."

„Ich sollte meinen, Herr Redacteur," fährt der Patient gereizt fort, „das die erste Pflicht der Presse ist, die öffentliche Meinung zu vervielfältigen, durch die Mittheilung der Ansichten gescheuter Personen der Regierung guten Rath zu ertheilen und das Volk zu belehren."

Der Redacteur, dem längst ein Licht aufgegangen ist, mit wem er es zu thun habe, schützt vor, „daß er die Aufnahme des Artikels erst wohl erwägen müsse und daß er ihn, im Falle er sich für das Blatt eigene, abdrucken werde, jedoch nicht für einen bestimmten Tag bringen könne." Hierauf entfernt sich der Verfassungshämorrhoidarius sehr heiter und begiebt sich nach dem Hauptpostamt, um mehrere Abschriften desselben Artikels, mit fünf wohlausgedruckten Siegeln und der Aufschrift „Werth hundert Thaler," an einflußreiche große Provinzialzeitungen zu versenden. Nachdem er dieses wichtige Werk vollbracht und die Postscheine sorgfältig in seine Brieftasche gepackt hat, begiebt sich der Kranke in ein Lokal, wo gewöhnlich die Verfassungshämorrhoidarien verkehren und regelmäßig eine, den Blasenkrampf begünstigende, weit überschätzte

Sorte Moselwein getrunken wird. Das Gespräch wird Anfangs mit ziemlicher Würde geführt, nach und nach erhitzen sich aber die Kranken und trennen sich unter wüthenden Vorwürfen und festen Versprechungen, einander nie wieder zu sehen, um am nächsten Tage um dieselbe Stunde abermals zusammen zu kommen.

Unser Mann wartet gelassen drei Tage, da aber der Artikel nicht erscheinen will, macht er sich auf den Weg und überfällt die Redaction von Neuem. Hier sind bereits große und wichtige Veränderungen eingetreten. Der Chef und die Mitredacteure haben inzwischen so Vieles von Verfassungshämorrhoidarien zu leiden gehabt, sind so arg mit Preß-, Zoll-, Gemeindeordnungs- und Finanzangelegenheiten behelligt worden, daß der Expedient alle verdächtigen Besuche abzuwehren sucht.

„Ist der Herr Redacteur zu sprechen?"

„Ich glaube nicht, er ist mit dem Leitartikel beschäftigt."

„Mir liegt nur daran, zu erfahren, was aus meinem Exposé über einige Paragraphen der Verfassung geworden ist. Man hat mich auf eine etwas unartige Weise ganz ohne Bescheid gelassen, und doch sind schon drei Tage verstrichen!"

„Sie müssen das den Herren nicht übelnehmen, sie sind zu beschäftigt."

„Ja, aber wie kann das eine Entschuldigung sein? Das Wohl des Vaterlandes geht doch allen andern Dingen vor! haben Sie meinen Artikel gelesen?"

„Ich muß leider bedauern — ich habe mit dem Innern der Zeitung nichts zu thun."

„Ah so, Sie sind der Herr, der nur mit den Inseraten zu thun hat," bemerkte gnädig der Leidende, „sagen Sie dem Herrn Redacteur, ich würde in einigen Tagen wiederkommen und mir einen Abdruck des Artikels persönlich abholen."

Die Zeitung druckt den Artikel nicht ab, dagegen hat eine der von ihm gleichzeitig beglückten Provinzialzeitungen, deren Redacteur wegen seines wohlwollenden Characters berühmt ist, in einer schwachen Stunde den Artikel abgedruckt. Dieses Ereigniß macht den Kamm des Verfassungshämorrhoidarius schwellen, er schreibt sofort an alle Blätter die das Opus noch nicht aufgenommen haben, höchst anzügliche Artikel und schließt damit, der einheimischen Zeitung einen Executionsbesuch abzustatten.

Er tritt mit einem Exemplar der betreffenden Nummer der auswärtigen Zeitung in das Lokal und macht schon im Vorzimmer Gebehrden der Entrüstung. Es ist noch zu frühe für die täglichen Geschäfte und Niemand ist in dem Zimmer anwesend, als der junge Mensch, dem die Berichterstattung über die kleineren Theater anvertraut ist.

„Bitte um Entschuldigung, mein Herr, ich wünsche den Herrn Redacteur zu sprechen, aber auf der Stelle."

„Ich muß sehr bedauern, aber er ist noch nicht anwesend."

„Noch nicht anwesend? und fünf Minuten über neun Uhr, bei Gott, die Herren machen sich den Dienst nicht schwer."

„Kann ich Ihnen vielleicht in einem Punkte dienen?" fragt der theatralische junge Mensch höchst zuvorkommend.

„Sind Sie Mitarbeiter der Zeitung?" fragt seinerseits der Verfassungshämorrhoidarius, sein Aeußeres argwöhnisch prüfend.

„Ja wohl, ich habe die Ehre," antwortet der junge Mensch und erröthet.

„Sehr gut, sehr gut, da sind Sie gerade mein Mann! ich habe Ihrem Blatte eine Auseinandersetzung über mehrere Punkte der Verfassung, wenn ich so sagen darf, einen Beitrag zur Aufrechthaltung derselben, eingereicht, man hat mir die Aufnahme so gut als versprochen und nicht gehalten. Nun gedenke ich Ihren Redacteur zur Rede zu stellen."

Der junge Mensch wird ängstlich und sieht sich bei dem zornigen Schluß nach Hülfe um.

„Wo ist der Herr Chef-Redacteur? ich muß ihn in seiner Wohnung sprechen. Es gehen ungeheure Dinge in Preußen vor, so eben hat wieder ein Landrath, der Herr von Krempel, Wahlagitationen gegen das neue Ministerium gemacht und sie mit dem Amtssiegel verschlossen an die Bauern des Kreises umhergeschickt. Mein Artikel muß abgedruckt werden, sonst geht Alles drunter und drüber!

„Gott im Himmel, es ist wohl nicht möglich!" ruft der Säugling der Kritik, empört über diesen Herrn von Krempel.

„Ich irre mich nicht in Ihnen," sagt der Kranke mit einem gedankenvollen Blicke, „Sie sind ein politischer

Schriftsteller, ich habe zwar Ihre Zeitung nur selten gelesen, aber von dem gestrigen Leitartikel gehört, gestehen Sie mir, Sie und kein Anderer sind der Verfasser."

Der Kleine stammelt vor lauter Verlegenheit einige verwirrte Worte und schickt den aufgeregten Hämorrhoidarius in die obere Etage, wo der Redacteur wohnt, bittet aber flehentlich, nicht verrathen zu wollen, daß er ihm den Weg gewiesen habe.

Unser nervöser Politiker stampft die Treppe hinauf und trifft den Redactionshausknecht mit dem Ausklopfen des Arbeitsrockes seines Gebieters beschäftigt.

Der Verfasser des Artikels in Rede, wie gewisse Referenten zu sagen pflegen, hat den Hausknecht kaum aufgefordert, ihn bei dem Redacteur anzumelden, als dieses dienende, aber treue und in alle Geheimnisse eingeweihte Mitglied der Partei, in die Hände spuckt, den Rohrstock fester packt und eine Bewegung macht, als wollte er dem Ankömmling einen ähnlichen Dienst wie dem Arbeitsrock erweisen. Endlich besinnt er sich und antwortet dem bange Zurückweichenden: „Ist nicht zu sprechen!"

„Ich muß Ihren Herrn Doctor sprechen!"

„Müssen — Sie müssen! und warum müssen Sie?" fragt der Hausknecht mit einem Ernste, der einen unbefangenen Beobachter an jene berühmte Stelle bei Lessing erinnern könnte.

„Mann, es gilt einen wichtigen Artikel über die Verfassung!" schreit der Kranke und will in die Wohnung dringen.

„Artikel — Verfassung?" lächelt der Hausknecht, tändelt

mit dem Stocke und schüttelt mit dem Kopfe. „Unentgeltlich abdrucken? nicht wahr? das könnte uns gefallen, nicht wahr?"

„Mensch, was untersteht er sich?" stammelt der Hämorrhoidarius.

„Mensch — untersteht sich — er?" ruft jetzt der Hausknecht. „Wer sind Sie drei und zwanzigster kostenfrei einzurückender alter Urwähler? Sie werden nicht abgedruckt, verstehen Sie, grober Er! ich lasse Sie nicht mit meinem Herrn sprechen, der arme Doctor hat schon seit einer Woche vor lauter Einsendern und schierer Verfassung nicht mehr einen warmen Bissen genossen. Sie können nicht herein, oder der Mann geht mir kostenfrei drauf. Wenn er zu höflich ist, es den Leuten zu sagen, werde ich mir die Freiheit nehmen, und sollte es mir den Dienst kosten. Es kommt mir gar nicht darauf an, ich bin kein Minister und finde leichter einen neuen Herrn, aber kostenfrei wird nichts abgedruckt, und herein lasse ich Sie auch nicht!" Damit schlägt er dem Kranken die Thür vor der Nase zu.

Der abgefertigte Unglückliche steht einige Augenblicke über erstarrt da, steigt dann die Treppe hinab und demüthigt sich so weit, den jungen kritischen Menschen zu bitten, in den letzten Nummern der auswärtigen Zeitungen nachzusehen, ob sein Artikel aufgenommen sei. Nächstdem überlegt er, ob er seine Rettung der Verfassung auf eigene Kosten einrücken lassen soll? Aber so sehr er mit politischem Hypochonder behaftet sein mag, trotz seiner jährlichen zweitausend Thaler, bebt er vor dem Kostenauf-

wande von fünf Thalern zurück und entfernt sich mit einem halblauten Fluche auf die Presse und Alles, was Zeitungen redigirt.

VII.

Die literarischen Knaben.

Um allen getäuschten Erwartungen vorzubeugen, bemerken wir, daß unter dem Titel dieses Aufsatzes nicht diejenigen Schriftsteller verstanden sind, welche durch ihre Jugend und den bescheidenen, ja zweifelhaften Werth der Werke ihrer Feder auf eine solche harmlose Bezeichnung gegründete Ansprüche erheben können, sondern die jugendlichen Hülfsarbeiter in den mechanischen Zweigen der Literatur, die Läufer, Träger, Herolde und Handlanger der Presse, deren sie nicht entrathen kann und die doch zugleich ihre Stellung in der Welt nicht wenig erschweren.

Wenn eine arme Familie mit Kindern ungemein gesegnet ist, tritt im Leben des ältesten Sohnes und Erbprinzen sehr bald der Zeitpunkt ein, wo ihm sein Antheil an dem häuslichen Kartoffelkessel nicht mehr unentgeldlich gegönnt wird, sondern der Herr Vater von dem Erstgebornen eine angemessene Entschädigung für seinen Verzehr verlangt. Der Ausbruch dieses Conflikte pflegt gemeiniglich im eilften oder zwölften Jahre des armen Knaben

stattzufinden. Noch zu jung und zu schwach für eine anstrengende Arbeit, noch nicht eingesegnet, um bei einem Handwerker Lehrbursche zu werden, muß der Kleine sich an die „Kopfarbeit“ wenden, die seine gesammten Kräfte nicht in Anspruch nimmt, sondern nur die Dienste seiner kurzen Beine fordert. Der besorgte Vater übergiebt bis zum Einsegnungstermin und dem hierauf erfolgenden Uebergange zur kunstgerechten Anfertigung von Kleidern oder Stiefeln, seinen Sohn — der Literatur.

An einem Morgen, wenn der Factor einer großen Druckerei noch sehr verdrießlich seine Bücher und Tabellen durchsieht und sich über mannigfache Nachlässigkeiten des verflossenen Tages ärgert, tritt der Vater mit seinem Sohne in das Zimmer, dessen Atmosphäre mit Millionen mikroskopischer Druckfehler angefüllt ist, und bietet den hoffnungsvollen Kleinen der verehrlichen Druckerei als Laufbursche an. Nach einigen oberflächlichen Erkundigungen und einem scharfen prüfenden Blick auf die Stiefel des künftigen Laufburschen, nimmt der Factor ihn unter die Dienstboten der Druckerei auf. Die Stiefel waren gut und zeichneten sich sogar durch Hufeisen aus, es ist kein Grund vorhanden, einen so stark beschlagenen Kleinen fortzuschicken. Ohnehin ist der Abgang unter den Laufburschen aus mancherlei Gründen so stark, daß man jeden leidlichen Candidaten gleich festhalten muß. Der Vater bespricht das wöchentliche Gehalt, welches sein talentvoller kleiner Sohn an jedem Sonnabend um sieben Uhr zu erwarten hat, zaust ihn zur Ermunterung in seinem neuen Berufe beim Abschiede noch einmal tüchtig an den Haaren

und begiebt sich an seine Arbeit vor den Thoren. Der Factor schickt Gustav Schultze, so nennt sich der neue Beamte, da vorläufig seine Hand- und Fußleistungen nicht in Anspruch genommen werden, in den Keller hinab, und sendet ihm als Epilog ein „verfluchter Bengel" nach, da Gustav Schultze die durch übermäßigen Gebrauch sehr schlecht schließende Thür nicht gehörig zumacht. Gustav begiebt sich in das Erdgeschoß, findet aber nicht gleich den Keller, da er, veranlaßt durch die Beschaffenheit seiner elterlichen Wohnung, die nur in einem Kellerloche besteht, eine allzu geringfügige Vorstellung von einer solchen Oertlichkeit hat und den gewölbten Keller der Druckerei für etwas Höheres hält. Er bleibt längere Zeit vor dem Eingange stehn, horcht verwundert auf die im Keller erschallenden verwirrten Stimmen, traut sich aber nicht einzutreten und begiebt sich, um die Muße des Augenblicks auszufüllen, in einen merkwürdig kleinen Garten, der zwischen dem Druckereigebäude und dem Hause des Besitzers liegt und einem winzigen Hühnerhofe den Raum streitig macht. Er bemerkt weder die zierlichen Aurikelbeete, noch die Weinlaube, in welcher der Chef der Druckerei bei Kaffee und Buttersemmel sitzt und sich mit Revision von Drucksachen beschäftigt. Gustav Schultze's Aufmerksamkeit wird nur durch eine unter der Dachrinne stehende Tonne voller Regenwasser gefesselt. Er öffnet den Deckel, wäscht sich weniger aus Liebe zur Reinlichkeit, als aus jugendlicher Plätscherlust zuerst die Hände, spuckt dann hinein und blickt endlich nach einem Frosch oder Käfer umher, um selbigen Creaturen in der Schwimmkunst

nützlichen Unterricht zu ertheilen. Der Buchdruckereibesitzer hat bisher seinen Bemühungen zugesehen, jetzt erhebt er sich, ergreift Gustav Schultze und schüttelt ihn so grausam, daß dem Kleinen fast die Lebenslust abhanden kommt. Ohne weiter nach dem Grunde seines Beginnens zu forschen, schleppt er ihn nach der Thür, stößt ihn mit dem Schädel gegen eine in entsprechender Laufburschenhöhe hängende Tafel mit der Inschrift: „Kein Durchgang!!!“ und wirft mit den Worten: „Dort gehörst du hinein!“ gegen die Kellerthür. Dann verriegelt er von außen den Eingang nach dem Garten. Gustav Schultze aber, sehr kleinlaut, wenn auch nicht ganz muthlos, schleicht in den Keller, prallt aber vor Schrecken über den unerwarteten Anblick zurück. Im Hintergrund des aus mehreren Gewölben bestehenden Raumes ragt nämlich hinter einem langen, mit Papieren bedeckten Tische, ein kleiner, jedoch stämmiger Mann hervor, dessen rothe Haare und rother Backenbart nichts Gutes zu versprechen scheinen. In der rechten Hand trägt er ein kurzes, aber breites spiegelblankes Dolchmesser, das er auf einem Brette heftig wetzt. Drei Schritte von ihm liegt auf mehreren Papierballen regungslos ein Haufen kleiner Jungen. Gustav Schultze, der sich veranlaßt fühlt, und wir möchten wohl wissen, warum er sich nicht dazu veranlaßt fühlen sollte, den Keller für das Büreau einer „koscheren Knabenschlächterei“ zu halten, macht in Todesangst Kehrt und beabsichtigt zu entwischen, allein schon ist der rothhaarige Mann herbeigesprungen, ergreift ihn und zerrt ihn an das Licht eines

Kellerfensters. Gustav stößt einen entsetzlichen Jammerlaut aus, da erwachen die kleinen Jungen auf den Papierballen und begrüßen ihren Collegen mit einem wilden Gelächter. Der Mann aber prüft sorgfältig Gustav, indem er ihn so scharf wie einen falschen Groschen anblickt, und sagt: „Wenn Du so anfängst, dann wird es mit Dir nicht lange dauern!“ Hierauf stößt er ihn zu den Schicksalsgenossen, schwingt sein Schwert und tritt wieder hinter den Tisch. Obwohl Gustav Schultze von den jungen Herren nur mit so vieler Brüderlichkeit, als man in einem schulgerechten Zupfen an den Ohren finden will, begrüßt und zu einigen Seufzern gezwungen wird, bemerkt er doch mit Beruhigung, daß der Rothkopf seine blanke Waffe nicht zum Morde kleiner Personen männlichen Geschlechts anwendet, sondern damit nur große Papierbogen sehr geschickt auseinander haut. Mit seinem Schicksal versöhnt, zieht Gustav jetzt ein riesiges, mit Schmalz angefettetes Stück Brod aus der Tasche und beginnt zu frühstücken. Das einfache Mahl würde ihm vortrefflich munden, wenn seine Gefährten ihm mehr als den dritten Theil gönnten, allein nach einem erfolglosen Handgemenge sieht er sich sehr bald ausgeplündert und begreift, daß hier Jeder gezwungen ist, in vorsichtiger Einsamkeit zu speisen.

Nach einer halben Stunde schickt der Rothkopf, der Bewahrer des Papiervorrathes der Druckerei, die Jungenschaar aus dem Keller nach Oben und das Geschäft des Tages beginnt. Wir beschäftigen uns vorläufig nur mit

Gustav Schultze, dem Neugeborenen des Berufes, und blicken erst später auf die Thätigkeit seiner Genossen. Der Factor zieht eine schmutzige Ledermappe, deren Deckel halb abgerissen ist, aus einem ganzen Hügel ähnlicher Behälter von Drucksachen hervor, steckt einige graue, noch feuchte Bogen und einige zerstückelte Fetzen von grotesk geschriebenem Manuscript hinein und sagt zu Gustav: „Junge, weißt Du, wo die Karlsstraße ist?“ Was kann Gustav antworten, als: „Nein.“ Hierauf sagt der Factor: „Dann kannst Du mit Karl gehen, er wird Dir die Straße zeigen. Hier, diese Correctur bringst Du zu Herrn Candidaten Dr. Streichler und wartest, bis er die Correctur gemacht hat. Karl aber geht weiter nach dem Halle’schen Thor.“

Karl und Gustav drücken ihre Mützen in die Stirn und die Mappen unter den Arm, und entfernen sich. Auf dem Hofe schlägt Karl jedoch, nur um die Geschmeidigkeit der Mappe zu prüfen, dieselbe mehrmals seinem Gefährten Gustav um die Ohren. Dann vertragen sie sich wieder und ziehen die Straße in der eigenthümlichen Gangart des Laufburschen entlang. Da bekanntlich der literarische Knabe von dem ihm ertheilten Auftrage, wie von dem Geschäfte der Schriftstellerei und des Buchdruckes überaus gering, dagegen von seiner Pflicht, die Welt und das Leben der Menschen zu beobachten, sehr groß denkt, so bekümmert er sich zuletzt um seine Mappe und das Ziel seines Weges, zuerst aber um Alles sonst, was ihm auf zwei oder vier Beinen entgegenkommt. Während Beide mit langsamen Schritten vorwärts schlendern, werden sie

von dem großen Haufen der ausrückenden Laufburschen eingeholt. Ein wohlgenährter Affenpintscher aus einem guten Hause, der nur einer nothwendigen Verrichtung wegen von seiner achtsam aus dem Fenster auf ihn blickenden Herrin für wenige Minuten Urlaub (ohne Halsband und Hundemarke) erhalten hat, entgeht nicht dem Scharfblick der talentvollen und wohlgearteten Knäblein. Einer stellt den Pintscher jagdgerecht, ein Zweiter wirft mit der Mappe nach ihm (hole der Teufel die Correctur und die ganze Literatur!), der Dritte folgt ihm auf dem Fuße, der Vierte verrennt ihm den Weg, der Fünfte zerrüttet durch indianisches Kriegsgeschrei seine und der Herrin Nerven; oben am Fenster Wehklagen und Händeringen, unten Höllenjubel, dann ein in die Heimathlosigkeit flüchtender, die Schaar der Verfolger durchbrechender Pintscher, lachende Leute auf dem Trottoir, zuletzt am fernen Horizont ein schwarzer Punkt, oder vielmehr der zwar gerettete, aber allen künftigen Gefahren durch hundehaschende Henkersknechte ausgesetzte halsband- und markenlose Trauerpintscher. Mit ihrer guten That zufrieden, zieht die Schaar bis an die nächste Ecke und trennt sich hier nach den verschiedenen Richtungen der Windrose.

Karl führt den bereits sattsam erheiterten Gustav nach der Karlsstraße Nr. 16 und verläßt ihn vor der Hausthür. Unser lieber Schützling tritt in den Flur, reißt blindlings am nächsten Klingelgriff mit der Kraft eines gesunden Knaben, wird jedoch von der öffnenden Köchin des Wirths entrüstet in den dritten Stock gewiesen. „Daß Du Dich nicht noch einmal unterstehst, hier unten zu klingeln, Du

Taugenichts," sagt das gute Mädchen, während der heute schon schwer mit Ehrentiteln beladene Gustav emporsteigt und als ein reiches Talent sich vornimmt, so oft ihn sein Beruf mit Correcturen in dieses Haus führen werde, regelmäßig die Klingel der freundlichen Köchin zu ziehen. Es kann noch nicht zwölf Uhr geschlagen haben und schon hat der Held unseres biographischen Abrisses einen Theil der Geschichte seiner Entwickelung zurückgelegt. Die Kinder armer Leute begreifen schneller, als sanfter gebettete junge Wesen, daß der Mensch im Allgemeinen im Leben nicht wie eine Kiste behandelt wird, auf deren Deckel der Schöpfer ein Glas mit dem Motto „Zerbrechlich" gemalt hat; sie wappnen sich deshalb instinctiv mit stummer Widerstandskraft und gehen den Anfechtungen jedes Tages unbekümmert entgegen. Gustav Schultze ist auf der zweiten Treppe durch die Mißhandlungen seines ersten Geschäftstages schon ein kleiner Mann geworden. Sobald er die einzige Klingel im dritten Stock gezogen hat, erscheint eine alte Wirthin, unter deren Haube graue Haare hervorhängen, und läßt ihn in ein Zimmer, auf dessen Thür eine Visitenkarte die Behausung des Dr. Streichler verkündet. Der große Gelehrte nimmt dem Kleinen die Mappe ab, schüttelt über einen Busch gelbgrauer Haare, welche zwischen den Deckel und die obere Oeffnung geklemmt sind, nachdenklich den Kopf, und scheint die Hauptbedeckung des Kleinen mit diesen Haaren wissenschaftlich zu vergleichen — er hat keine Ahnung, daß sie eine zufällige Trophäe aus dem Pelze des Pintschers sind — dann vertieft 'er sich in die Correcturen seines neuesten Werkes.

Dr. Streichler ist wegen eines Ansatzes zur Schwindsucht vom Lehrfache abgegangen und arbeitet an der Fortbildung dieses Uebels langsamer durch die Anfertigung naturhistorischer volksthümlicher Bücher für spekulative Buchhändler. Aus vielen gelehrten Schriften über einzelne Gegenstände der Naturwissenschaft stopft er eine gemeinnützige Wurst für die Masse zusammen, die wöchentlich in einzelnen Bogen frisch ausgetragen und verkauft wird. Er kennt den ganzen Erdball, und Gustav Schultze setzt ihn weiter nicht in Erstaunen. Zwar wundert er sich, daß abermals ein neuer Junge mit seiner Correctur erscheint, allein er weiß, daß das Leben der literarischen Knaben ein Krieg mit der Gesellschaft, ein schneidender Mißlaut in der Symphonie des christlichen Staates ist, und daß in jedem ernstlichen Kampfe Menschen verloren gehen müssen. Unser Schützling bleibt fünf Minuten lang stehen und betrachtet die beiden irdischen Halbkugeln an den Wänden, dann schiebt er gelassen einen Haufen Journale bei Seite und nimmt auf dem Sopha Platz. Die wilde Jagd und der weite Weg haben ihn ermüdet.

Der gelehrte Einwohner blickt auf, stutzt ein wenig über die Dreistigkeit des kleinen Sendlings, aber als ein gutmüthiger und vom Geschick nicht auf Händen getragener Mann, murmelt er mit halber Stimme nur: „Knabe, Knabe, was soll das heißen? dort steht ja ein Stuhl!"

Gustav Schultze beachtet diese kleine Rede nicht im Mindesten, macht es sich nach und nach in der Ecke bequemer und wird sehr bald durch den Reiz der weichen Polsterung in einen sanften Schlaf gewiegt. Wir wissen

nicht anzugeben, wie lange der angehende literarische Knabe sich an der besten Speise an des Lebens Tisch erfreut; gewiß ist nur, daß Gustav plötzlich auf seinen eigenen Füßen steht und sich durch ein lebhaftes Rütteln ermuntert fühlt. Der Doctor schiebt ihm die Mappe unter den Arm und ihn selber zur Thür hinaus. Kaum vor der Thür, läßt er aber wieder die Mappe fallen, und der Doctor ruft ihm die Warnung nach: „Knabe, wenn Du nicht aufmerksamer bist, werde ich Dich maulschelliren müssen."

Vom Hunger geplagt, eilt jetzt Gustav rasch in die Druckerei und giebt die Correctur ab, allein der arme Junge hat vergessen, daß der Weg nach Hause zu weit ist, um essen zu gehen, und in der Druckerei vergißt wieder jedermann, ihn zu Mittag einzuladen. Unbekannte Bratendüfte behelligen seine unerfahrene Nase, er sieht, wie die Burschen der Druckerei für die Setzer aus einem benachbarten Speisekeller Essen holen, und diese Kost erscheint ihm als das Herrlichste, was der menschliche Geist für den Gaumen erfunden, er hört das Klappern der Biergläser, der Messer und Gabeln, und muß sich endlich begnügen, da Niemand sich seiner annimmt, den Teller abzulecken, oder mit den Brodresten zu poliren, wenn Letzteres besser klingt.

Gleich nach Tisch verfällt die gesammte Officin in eine krampfhafte Aufregung. Sie druckt eine täglich zweimal erscheinende Zeitung und leidet um diese Zeit regelmäßig an der Abendausgabe. Gustav Schultze wird in dem Tumult der hin- und herlaufenden Setzer, Maschinen-

6*

meister, Correctoren und Redacteure so gut, wie ein Infusorium in einem Wassertropfen übersehen; erst gegen vier Uhr, als es gilt, die Exemplare nach der Post zu tragen, wird er wieder in das Joch gespannt und muß einigen großen Jungen beim Falzen helfen, um allmählich dieses wichtige und eine große Gewandtheit erfordernde Geschäft zu lernen. Mit Ausnahme mehrerer Tritte von verschiedenen Personen, die er in dem Wirrwarr erhält, zählt der erste Tag seiner Laufbahn kein besprechenswerthes Ereigniß weiter, und Gustav Schultze wird etwa um sechs Uhr für heute seines Dienstes entlassen, um täglich wieder von vorn anzufangen und am Sonnabend einen Thaler fünfzehn Silbergroschen Ehrensold zu erhalten.

Ungleich höher als der beklagenswerthe Knabe Gehasi der Druckerei, steht der jugendliche Ausläufer der Buchhandlungen. Schon daß er seine ungewaschenen Hände in einem Geschäftsbetrieb mit sauber gebundenen, oft sogar durch Goldschnitt und köstliche Deckel gezierten Büchern hat, erhebt ihn über die Träger zerlumpter Mappen, gefüllt mit feuchten Manuscripten und unscheinbaren Correcturen. Der Junge aus der Druckerei verachtet, wie wir schon gesagt haben, die ihm zum Transport anvertraute Waare, weil sie in jedem Augenblicke durch einen abermaligen Abzug erneuert werden kann; dem Ausläufer der Buchhandlungen dagegen ist ein wirklicher Werth anvertraut, und das Papier, der Einband nebst dem Goldschnitt, kosten Geld. Mit jenem Nomaden verglichen, ist

er schon eine verantwortliche Creatur und trägt die Bücher in einem zuverlässigen Riemen.

Der Umgang mit dem gebildeten Publikum in den Buchhandlungen hat ihn ferner über sich selbst erhoben. Denn man glaube nicht, daß der Umgang zwischen Autoren und Druckereilaufburschen auf Letztere gleichfalls einen veredelnden Einfluß ausübe. Selbst wenn der Autor gutmüthig ist und dem durchgefrorenen Jungen in December- und Januarkrisen ein Butterbrod und einen Apfel reichen läßt, oder um die Weihnachtszeit ihm ein Geldgeschenk zu Pfefferkuchen und Nüssen macht, wird die Kluft des Standesunterschiedes nimmer ausgefüllt. Der Autor spricht nie mit dem Jungen, und der Factor benutzt jede Gelegenheit, wenn er von gallsüchtigem Temperament ist — und welcher pflichtgetreue Factor eignete sich ein solches im Verlaufe der Zeit nicht an? — den Jungen fühlbar zu züchtigen; woher soll da die Erziehung kommen? Der literarische Knabe der Buchhandlung erfreut sich verhältnißmäßig einer gentlemännischen Behandlung, er wird stundenweise im Nebenzimmer des Ladens geduldet, wenn das gebildete Publikum einspricht, er schnappt einzelne Laute aus einer schöneren und freieren Welt auf; seine Haltung und Sprache läutern sich nothwendiger Weise allmählig. Zu Neujahr, wenn er die Rechnungen seines Brodherrn austrägt, wünscht er dem Kunden sittig Glück und erwirbt ein für seine Lebenslage erkleckliches Sümmchen. Nach und nach bringt er es zu einem Hut und schwarzen Oberrock und erfährt an sich die sittlichen Wohlthaten, welche bei gutgearteten Menschen durch einen sau-

deren Anzug hervorgebracht werden. In den meisten Fällen ist der literarische Knabe schon eingesegnet und vor dem Gesetz eine zurechnungsfähige Person. Ja, es fehlt selbst nicht an Knaben, die schon verheirathet sind. Man könnte einen Zweifel in unsere Worte setzen, wenn wir denselben nicht dadurch widerlegten, daß wir uns selber als Trauzeugen des erwähnten Subjectes angeben. Zwar war der betreffende Knabe nicht mehr ganz bartlos, dennoch hätte der Geistliche gegründeten Einspruch gegen seine Verheirathung gethan, wenn nicht der Vater des literarischen Knaben, ein getreuer Beschützer der Braut, auf das bereitwilligste mit seiner Einwilligung bei der Hand gewesen wäre. Außer seiner Vormundschaft hatte der Bräutigam drei Herren als Zeugen eingeladen, die ihm zu Neujahr stets die höchsten klingenden Beweise ihres Wohlwollens gegeben, also muthmaßlich auch bei dieser wichtigen Gelegenheit den Seckel am weitesten aufthun würden. Es wäre ein Frevel gewesen, in diesem ungewöhnlichen Falle nicht zu erscheinen. Wir begaben uns zuerst in die Kirche und dann für eine Viertelstunde in die Wohnung des Neuvermählten, um dort unsere in Courant ausgedrückten Spenden für die Wirthschaft, am häuslichen Heerde niederzulegen, und eine nicht abzulehnende Tasse stark mit wässeriger Milch vermischten Cichorienkaffees zu trinken. Sehr bezeichnend für die geistige Reife des Bräutigams war es, daß derselbe, kaum zu Hause angelangt, sogleich den Bratenrock auszog, den Hut in sein Taschentuch wickelte, sich in dem einfenstrigen Vorzimmer der Dachwohnung in eine Ecke setzte, eine kleine Ziehharmonika

ergriff und zur Feier des Tages das preußische Nationallied „Heil Dir im Siegerkranz!“ wenigstens dreißig Mal hintereinander aufspielte. Der tugendhafte Vater bemühte sich inzwischen sehr angelegentlich, die Braut über dieses an Vernachlässigung grenzende Betragen zu trösten. Ueber den Verlauf dieser merkwürdigen Ehe ist uns nichts Näheres bekannt geworden, doch kam der literarische Knabe später mit seinem Brodherrn in der Lohnerhöhungsfrage auf eine unangenehme Art auseinander.

Obgleich wir die Mitglieder dieses Standes nur ungern verdächtigen, können wir, gestützt auf vieljährige eigene Beobachtungen, doch nicht verschweigen, daß sie sich in den meisten Fällen nicht auf freundschaftliche Weise von ihren Gebietern trennen. Das Leben eines literarischen Knaben aus einer Buchhandlung, die Leichtigkeit, Bekanntschaften mit andern Knaben anzuknüpfen, Lebensarten reicherer Leute kennen zu lernen und sich frei auf der Straße zu bewegen, verwirrten nur zu häufig die Begriffe von Mein und Dein. Nur in selteneren Fällen führt diese Verwirrung zu Begegnungen mit der Polizei; allein stets zu argen Zerwürfnissen mit dem, an seiner Habe gekränkten Brodherrn. Ein begabter Knabe, der sich ein wenig dem Trunke ergeben hatte, benutzte die nicht allzu große Ordnung im Geschäft, um zugleich mit der wöchentlichen Makulatur eine Menge neuer Musikalien auszuführen und an Materialwaaren-Handlungen zu verkaufen. Nachdem er diese ergiebige Speculation Jahre lang betrieben, erwischte ihn endlich der Gebieter auf frischer That. Um das Talent nicht für immer zu Grunde zu

richten, übergab er ihn jedoch nicht den Häschern, sondern benutzte als gutmüthiger Mann den Schuldigen nur als Heilmittel in seinem alten Unterleibsleiden. Er ohrfeigte ihn so bedeutend, daß er sich in Folge der gesammten Körpererschütterung eine ganze Woche lang in der rosenfarbigsten Laune befand.

Ein anderer Speculant erhob von den Büchern, welche er im Auftrage seines Herrn von auswärtigen Verlegern an hiesige Schriftsteller überbrachte, ein Porto von zwei Silbergroschen. Auch ihm gelang sein Unternehmen lange genug, bis endlich ein, der unaufhörlich wiederkehrenden Zahlung von zwei Silbergroschen müder Kritiker nähere Erkundigungen in der Buchhandlung einzog und die Entlassung des kleinen Industriellen herbeiführte. Zuweilen geht ein kühner literarischer Knabe weiter und bestiehlt seinen Herrn, der ihn am Sonntage zu Hause als Wache gelassen hat. Da er in dem kleinen, erst beginnenden Verlagsgeschäft, die einzige Umgebung des jungen Buchhändlers bildet, weiß er die Stelle im Secretair, wo das Geld verwahrt wird. Er erbricht das Möbel mit dem Dietrich seines Freundes, eines Jünglings, der durch einen längeren Aufenthalt in der Veste Spandau nicht ganz unbekannt mit der Behandlung der Wolle und des Fernambukholzes ist, wechselt die Kleider, indem er die gute Garderobe des Herrn anzieht, versieht sich mit dem Regenschirm desselben und verläßt seinen Dienst. Leider ward dieses Betragen der Grund zu einer längeren sitzenden Lebensart und ungemein regelmäßigen, aber nicht

sonderlich wohlschmeckenden Beköstigung des jungen Speculanten.

Wir kommen jetzt zu dem Freicorps der literarischen Knaben, den im Solde der Zeitungs-Spediteure stehenden kleinen Straßenläufern. Sie entziehen sich leider der Beobachtung, da sie ihr Geschäft mit vielen Erwachsenen theilen und dem Publikum wenig zu Gesichte kommen. So viel wir haben erforschen können, sind sie meistens noch unglaublich klein und werden nur in den guten und halbschlimmen Jahreszeiten zum Austragen der Abendzeitungen benutzt. Wahrscheinlich schlafen sie Morgens noch in kindlichem Frieden in ihren Bettchen, wenn es hienieden noch elterliche Herzen giebt und die Liebe zu den schwachen Kleinen von dem Zwange des leidigen Gelderwerbes nicht gänzlich ausgebrannt worden ist.

Den Kleinsten, eine wahre Infusorie der Journalistik, lernte ich neulich kennen, als ich im Anfange der Regentschaftswirren Abends in ein Lokal gegangen war, wo viele Herren von der Garde verkehren, also mehrere Exemplare der Kreuzzeitung gehalten werden. Lange mußte ich auf das Blatt warten. Die Stunde der Ausgabe war längst vorüber und die Exemplare gingen dennoch nicht ein. Endlich ging mir die Geduld aus und ich brach auf. Kaum hatte ich die halbe Treppe zurückgelegt, als ich einem ganz kleinen Knäbchen begegnete, das höchstens seit einem halben Jahre im Besitz der Kunstfertigkeit des Gehens war, und bei jeder erklommenen Stufe erst das andere Bein nachzog. Es trug drei Kreuzzeitungen unter dem Arme und mußte ohne Bedenken für den erwarteten

Boten gehalten werden. Als ich das Kind anredete, erhielt ich keine Antwort, auf meine wohlwollende Frage nach seinem Namen und Alter blickte es mich nur mit der freundlichen Treuherzigkeit der zarten Jugend an, und fuhr im Knuspern aus einer Tüte mit Pfeffernüssen fort, die anscheinend seine amtliche Sendung so lange verzögert hatte. Selbst als ich ihm zuredete, seine Schürze zusammenzunehmen, um nicht über die Stufen zu stolpern, gab es keinen Laut von sich, sondern kletterte höchst unschuldig mit den ritterlichen Blättern empor und ließ sich von mir ohne Dank die Thür öffnen, deren etwas hoch angebrachten Griff es nicht erreichen konnte. Welcher Jammer, wenn dieses Kind auch im rauhen Winter zu diesem mühseligen Geschäft gebraucht würde. Gewiß hat eine dieser Krabben, welche nicht mit den Händen bis zur Wohnungsklingel reichte, das seitdem von allen Zeitungsboten angenommene System der unter der Thür durchgeschobenen Blätter erfunden.

Gehen wir von diesen beklagenswerthen Zwergen zu den größeren Zeitungsknaben über, so ist ihr Stand nach Aufhebung des fliegenden Buchhandels gänzlich in Verfall gerathen. Nur auf den Eisenbahnhöfen findet man sie noch als Agenten der kleinen Buchhandlungen in den Wartezimmern der ersten und zweiten Klasse. Die Reste einer so berühmten, fast ausgestorbenen Kaste treiben hier ein leidlich bequemes Gewerbe, das nur zur Zeit des Abganges und der Ankunft von Schnell- und Courierzügen einige Anstrengung erfordert. Die hier beschäftigten biederen Knaben stehen unter der Oberaufsicht des jedesma-

ligen Commissionairs auf dem betreffenden Bahnhofe und zeichnen sich nur durch rauhe Locomotivstimmen, aber sonst weiter nicht durch merkwürdige Eigenschaften aus; der Weltverkehr hat auch ihre rauhen Ecken abgeschliffen.

Der ehemalige städtische fliegende Buchhandel bildete im Gegensatz zu diesem Schmarotzergewächs der Metallstraße den interessantesten literarischen Knaben aus. Der damalige Stand war ungemein zahlreich und rekrutirte sich aus den Gassenjungen Berlins, man kann selbst sagen, daß ein Berliner Kind, jemehr es Gassenjunge war, desto glücklichere Geschäfte als fliegender Buchhändler machte. Doch muß man den Pädagogen und Vorstehern des Arbeitshauses beipflichten, wenn sie von ihrem Standpunkt aus in dem Gewerbe des fliegenden Buchhandels wieder eine ergiebige Quelle des bösartigsten Gassenjungenthums erblickten und die Aufhebung des freien Geschäfts als eine der löblichsten Maßregeln der Behörde begrüßten. Es gab keinen literarischen Knaben jener romantischen Vergangenheit, der nicht zu wiederholten Malen die Gastfreiheit des polizeilichen Karavanserai am Molkenmarkt kennen gelernt und in dem sonntäglichen Fricassee von Rinderkaldaunen geschwelgt hätte. Ihre Kneipenkenntniß war weit umfassend und nicht ohne Tiefe. Sie erwarben frühe eine gefährliche Menschenkenntniß und eine noch seltenere Taschenkunde, sogar die bloße Existenz der Börsen und Cigarrenbüchsen war in ihrer Anwesenheit durchaus in Frage gestellt. Bei einer seltenen Ausbildung des Geistes brachten sie es zu einer gleich seltenen Abhärtung des Gemüthes, veranlaßt durch die Grausamkeit der Gäste in den

Wirthshäusern und der Lustwandelnden auf den öffentlichen Spaziergängen. Als der fliegende Buchhandel unterdrückt wurde, legten sie sich auf den Blumenhandel und verbargen die verbotenen Erzeugnisse der Literatur in ihren Stiefeln, endlich erlagen auch die letzten Schmuggler den eifrigsten Nachstellungen der Constabler und der fliegende Buchhändler gehörte gleich dem „Bukanier" und „Flibustier" nur noch der Geschichte an. Männer mit Seife und Cigarrenspitzen, mit Stöcken nnd wohlriechenden Wassern, Kinder mit Schwefelhölzern und Feuerzeugen, sind in seine Fußtapfen getreten; auf der Straße findet man selbst nicht mehr die Asche eines fliegenden literarischen Knaben. Er ist ausgetrocknet und vom Erdball verschollen, wie jene Indianerstämme im fernen Westen Amerikas, die den Aexten der Pioniere und dem Feuerwasser der Händler gewichen sind; aber der letzte fliegende Knabe der Literatur war nicht so glücklich als Unkas, der letzte der Mohikaner; er hat noch keinen Cowper gefunden. Unbesungen muß er vielleicht gegenwärtig die schweren Stufen der Tretmühle am Alexanderplatz in seinen Jünglingsjahren niederdrücken, er, der einst dem maßlosen Fortschritt huldigte und selbst in die Speichen des großen Staatsrades täglich mit kühner Hand griff!

VIII.

Die Gesellschaft ohne Statuten.

Wohl Jeder blickt auf seine Studentenjahre mit lächelnder Wehmuth zurück, wenn er sich des wunderlichen Gemisches von Studium und Müßiggang, von irdischer Armuth und ideellem Reichthum, von weiter Freiheit und lächerlichem Ceremoniell, von bescheidenster Wirklichkeit und phantastischen Träumereien erinnert, aber wohl nur Wenigen ist es vergönnt, in späteren Jahren, nachdem das Leben seine Rechte bereits geltend gemacht hat, noch einmal mit heiteren Gesellen einen Kreis zu bilden, in welchem allein der Humor regieren darf und alle künstlichen Hemmnisse der Gesellschaft auf das Strengste ausgesperrt bleiben.

Es sind jetzt gerade zwölf Jahre verflossen, als eine Schaar junger Leute in Berlin sich aneinander schloß, und so verschiedenartig ihre Charaktere auch sein mochten, durch gelehrte und künstlerische Bildung, wie durch eine vollkommene Gleichheit geringer Besitzthümer sich geistig verwandt und enge verbunden fühlte. Nachdem in der warmen Jahreszeit regelmäßige Spaziergänge an einem bestimmten Tage die einzelnen Persönlichkeiten näher mit einander bekannt gemacht hatten, fühlte man das Bedürfniß, mit dem Eintritt der kurzen Tage und des schlechten Wetters, im geschlossenen Raume zusammenzukommen und die muntere Unterhaltung, die uns bereits so viele frohe Stunden ver-

schafft hatte, einmal in der Woche fortzusetzen. Der Aufwand, den wir in den Dingen des leiblichen Verzehrs uns gestatten durften, wies uns nur auf ein Bierlokal an, und wir hatten uns bald mit einem bereitwilligen Diener des Königs Gambrinus in Unterhandlungen eingelassen, welcher uns ein bestimmtes Zimmer einräumte und einen besonderen Kellner mit unserer Bedienung belehnte. Um nicht mit der Polizei in Conflict zu kommen, beschlossen wir, uns aller schriftlichen Statuten zu enthalten, und jedes politische Gespräch, ungeachtet die Atmosphäre damals mit dergleichen elektrischem Stoffe überladen war, strenge zu verbieten. Diese weisen Maßregeln haben denn auch unsern harmlosen Cirkel vor allen Anfechtungen fast zwei Jahre hindurch geschützt, und erst die große Bewegung des Jahres 1848 sprengte die Gesellschaft auseinander, nachdem sie schon länger gedauert hatte, als der Wankelmuth der sterblichen Dinge und Verhältnisse gewöhnlich zuzulassen pflegt. Aber die Erinnerung an die frohen Abende, die wir gemeinschaftlich verlebt hatten, wird bei denen, die noch unter den Lebendigen sind, niemals erlöschen.

Die Gesellschaft hieß: „das Rütli", darf aber durchaus nicht mit einem Vereine verwechselt werden, der sich in den letzten Jahren gebildet hat und aus eitel Geheimräthen und ähnlichen literarischen Dilettanten besteht. Wahrscheinlich besaßen jedoch beide Gesellschaften gleich geringe Ansprüche auf diesen, nach Schiller's Schauspiel und Schweizerthaten duftenden Beinamen. Unter beiden befand sich weder ein Tell, noch ein Geßler, und der Ort der Zu-

sammenkunft war gleichfalls nicht so hoch gelegen, wie die berühmte Bergwiese am Vierwaldstätter See, denn wir brauchten nur eine bequeme Treppe hinan zu steigen, um in unsern Salon zu gelangen. Im Ganzen vertrugen wir uns aber so gut, wie die Schweizer bei Schiller, und insofern durften wir unsren Zusammenkünften wohl jenen Ehrentitel beilegen.

Wie gesagt, bestand die Gesellschaft aus den verschiedenartigsten Elementen. Philosophen, Theologen, Doctoren der Medicin, Musiker, Maler, Schriftsteller, junge Adelige ohne entschiedenen Lebensberuf und einige Kaufleute bildeten den Kern; es genügte für auswärtige Gäste, durch ein Mitglied eingeführt zu sein. Der Ton der Unterhaltung war durchaus anständig, und einige sich schwer darein fügende Mitglieder wurden nach und nach durch anzügliche Redensarten hinausgestichelt, aber es machte sich schon damals jenes belustigende Element geltend, was man seitdem „den höheren Blödsinn" genannt hat. Ernsthafte Menschen werden vielleicht daran Anstoß nehmen, wenn wir versichern, daß die Stunden jedes Sonnabends von acht Uhr bis Mitternacht unter dem Symbol jener thörichten Philosophie verlebt wurden und daß auf diesem Gebiete tolle Gedanken zum Vorschein kamen, wie sie kaum jemals sonst zum Druck gelangen. War die Zwanglosigkeit und das harmlose Zusammensein, der entwickelte Geist oder die goldene Jugend die Ursache, genug, wir haben oft gelacht, daß wir den körperlichen Organismus beinahe zum Stillstand brachten und eine feierliche Pause

eintrat, während welcher Jeder seine Lebensgeister wieder einigermaßen ordnete.

Eine Grundbedingung zur Aufnahme und eigentlichen Mitgliedschaft war productive Thätigkeit. Wer ein Genosse des Rütli heißen wollte, mußte durch irgend ein Schriftwerk, eine Rede, Gesang, Saitenspiel oder Malerei etwas zur Unterhaltung beitragen und ausdrücklich die Betheiligung der Laien am Billardspiel im benachbarten Zimmer meiden. Zwar waren wir nicht allzu strenge und duldeten auch unproductive Theilnehmer, allein diese mußten sich gefallen lassen, auf einer besonderen Bank unter einem kleinen Banner zu sitzen, das im goldenen Felde das sprechend ähnliche Bildniß eines geräucherten Härings oder Bücklings trug. Es war zu Ehren eines dieser stummen Theilnehmer angefertigt worden, von dem die Sage verbreitet und in einigen Balladen verarbeitet war, daß ihm in seinen Mußestunden — er besaß ein Ledergeschäft — die Zähmung eines solchen Fisches und seine Nutzbarmachung für den höheren Schulritt gelungen sei. Außerdem trugen diese Stummen den Beinamen „Waisenknaben" und wurden nicht selten zu Gegenständen der Satyre ausgebeutet. Um nur nicht die prächtige wöchentliche Unterhaltung einzubüßen, murrten sie indessen niemals, und gewiß ist ihnen die spartanische Schule der heroischen Selbstüberwindung bei den schneidendsten Ausfällen später im wirklichen Leben häufig von Nutzen gewesen.

Alle schriftlichen Beiträge wurden wöchentlich gesammelt und der Rütlizeitung einverleibt, die unter der

Leitung von drei, durch die Mitglieder für einige Monate gewählten Redacteuren stand. Zwei Stunden vor Beginn der Versammlung traten diese Herren zusammen, prüften die Beiträge, schrieben dazu die heillosesten Randglossen, verfaßten in Versen oder in Prosa einen Leitartikel und trugen später die einzelnen Aufsätze den Mitgliedern vor. Sämmtliche Beiträge wurden von den Mitarbeitern im Laufe der Woche auf gelegentlichen Gängen persönlich in die Wohnungen der Redacteure gebracht, und der Berichterstatter erinnert sich sehr wohl, wie er einst seinen Beitrag mittelst eines frankirten Stadtpostbriefes eingesandt, und daß am nächsten Sonnabend das Couvert als eine „sociale Sehenswürdigkeit" unerhörter Verschwendung mittelst eines Fadens an den messingenen Gasleuchter vor Aller Augen aufgehängt wurde.

Der Inhalt der Zeitung wurde durch einige Maler, an deren Spitze der jetzt am Kladderadatsch betheiligte geistvolle Wilhelm Scholz stand, auf die reichhaltigste Weise illustrirt. Die jungen Leute arbeiteten ohne Gedanken an Honorar und nur aus Ehrgeiz für das Vergnügen ihrer lustigen Freunde; daher kamen vortreffliche, allerdings nicht immer allgemein verständliche Carricaturen zu Stande. Zuweilen überschritten diese auch weit das enge Format der Zeitungsmappe, und dann traten sie als Wandgemälde auf und prangten an Sonnabenden über Tischen und Bänken. Um ihre Entstehung zu schildern, heben wir nur einen komischen Vorfall heraus. Der junge Graf P., ein Poet mit geringer Begabung, aber voller halbverdauter philosophischer Studien, hatte bei den Re-

dacteuren eine Vorlesung eines einactigen Trauerspieles unter dem vielversprechenden Titel „der Mensch" angekündigt. Obgleich der Ernst dieser Arbeit außerordentlich gefürchtet wurde, konnte Graf P. doch durch Niemanden an dem Vortrage verhindert werden, und an fünfundzwanzig anwesende Mitglieder mußten somit ruhig stille halten. Anfangs beruhigte uns der Gedanke an den einen Act, als sich aber Scene aus Scene in einer bodenlos breiten Sprache entwickelte und lauter abscheuliche Abstractionen, wie „der König", „der Mensch", „der Freie", „der Sklave" auftraten, beantragte ein kühner Neuerer die Fortsetzung der Vorlesung über acht Tage und man ging zu angenehmeren Dingen über. Mit großen Besorgnissen vor „dem Menschen" stellten wir uns am nächsten Sonnabende wieder ein, aber wie beruhigten wir uns, als wir alle Wände mit riesigen Illustrationen zu „dem Menschen" von der Hand unseres Wilhelm Scholz bedeckt fanden. Jede Figur war zwei Fuß hoch, lebhaft, fast brennend colorirt, und veranschaulichte die dramatisch sein sollende Gestalt auf eine so unwiderstehlich lächerliche Art, daß Graf P., als er erschien, vollständig von der Beendigung seiner Lectüre abstand, das Manuscript schweigend zusammenrollte und vier Wochen lang im Rütli nicht gesehen wurde. Noch heute ist für uns Alle „der Mensch" ein mysteriöses Fragment geblieben.

Eine besondere Sammlung von Gemälden wurde durch die Tafeln zu den Bänkelsängerliedern gebildet, in deren Vortrag der Componist H. Truhn, einer unserer Genossen und der glänzendste geistvollste Gesellschafter, den es geben

kann, eine vollendete Meisterschaft besaß. Seine Mordgeschichte mit dem Schluß:

> Dem Racheschwert entging Pistor'
> Er schifft sich ein nach Baltimor',
> Dort büßt er jetzt im fernen Land
> Die Schuld als — Tabaksfabrikant.

wird nie aus unserem Gedächtniß schwinden; sie konnte den grimmigsten Pedanten zu Boden strecken. Von dergleichen volksthümlichen Gesängen mit einer gehörigen Anzahl von erklärenden Abbildungen besaßen wir eine ganze Menge. Theils waren sie von den Mitgliedern gedichtet, theils den Rhapsoden der Jahrmärkte auf Reisen abgelauscht, aber durch Zuthaten unserer Mitglieder wesentlich bereichert und humoristisch verfeinert.

An dramatischen Talenten war unter uns kein Mangel, doch hat sich später Niemand als Mime hervorgethan, obgleich Viele sich in der Literatur ausgezeichnet haben, wie z. B. R. Gottschall, T. Ullrich, E. Dohm, R. Löwenstein u. A. m. Es fanden Vorstellungen ohne einen sonderlichen Aufwand an Requisiten und Costümen statt, die noch viele neuere Possen verdunkelten, aber eben nur uns verständlich waren. Auch hatte ein talentvoller Kupferstecher, dem wir neuerdings unter andern Schrader's „Karl I." verdanken, eine seltsame Gattung von historischen Portraits erfunden, die einen Winter hindurch, als wir in unserem Local über ein Nebenzimmer, mit einer viereckigen Oeffnung oberhalb der Thür verfügen durften, in jenem seltsamen Rahmen erschienen. Der junge mun-

tere Künstler verstand einen menschlichen Theil, den selbst die Eitelkeit niemals der Schminke Preis giebt, so täuschend zu bemalen, daß er in einiger Entfernung wirklich einem Angesichte glich. Obgleich nun Physiognomieen mit Adlernasen sich wenig für diese Portraitmanier eigneten, so gelang es dem Meister doch, manche historische Aehnlichkeit heraus zu bringen. Sein „August der Starke" galt bei uns für ein Meisterstück ersten Ranges. Ernsthafte Aesthetiker und Kunstkritiker werden möglicher Weise diesen eigenthümlichen, bei den Klassikern nicht üblichen Styl, als eine Mischung von Malerei und Skulptur verurtheilen, allein wir bezweifeln, daß sie „August den Starken" hätten sehen können, ohne sich die Seiten zu halten.

Unsere Vorträge flutheten von Poesie über und das Höchste erreichten wir in der Ballade. Meistens mußten sich die Mitglieder der Gesellschaft zu Helden derselben hergeben. In der poetischen Erzählung leistete Herr v. S., der später als Hauptmann in Schleswig-Holsteinschen Diensten durch eine Kanonenkugel den rechten Arm verlor, ganz Außerordentliches, und es bleibt höchst bedauernswerth, daß dieses hochbegabte humoristische Talent nur mit einigen, fast unbekannt gebliebenen Kleinigkeiten unter angenommenem Namen in die Oeffentlichkeit getreten ist. Wir trauten ihm damals eine glänzende Zukunft als Lustspieldichter zu, aber er hat unseren lebhaften Erwartungen nicht Wort gehalten. Kamen besonders schlechte Gedichte zum Vorschein, so wurden die unsinnigen Stellen ausgezogen und feierlich in die Gesellschaftssprache aufgenommen.

Dem begeisterten Amerika-Sange eines militairischen Barden verdankten wir einen wahren Schatz an kühnen Wendungen und Bereicherungen des üblichen und erlaubten Ausdrucks. Er ist leider nach Jahren der Einzige gewesen, den ein überaus trauriges Schicksal lebend aus den Reihen der Lebenden entfernt hat.

Menschliche Schwachheiten wurden unter uns schlechterdings nicht geduldet. Jeder mußte deshalb äußerst besorgt sein, dergleichen vor den Augen und Ohren der Gefährten zu verbergen, wenn er nicht fortan zum Stichblatt des Witzes gemacht und in das Register der vogelfreien Thoren des Vereins geschrieben sein wollte. Nicht immer gelang es jedoch, zarte Geheimnisse mit dem Schleier der Verschwiegenheit zu bedecken; oft zog die bange Vorsicht die Neugierigen doppelt an und schärfte ihre Nachforschungen, so daß zuletzt doch Alles entdeckt wurde. Der militärische Barde litt bei den meisten seiner Unternehmungen an diesem Mißgeschick. Dem schönen Geschlechte hold, wie es die Sitte junger Vaterlandsvertheidiger mit sich bringt, hatte er im Stillen eine Maid lieb, über deren Stand bei uns die widersprechendsten Ansichten umliefen. Einige hielten sie nach seinen, vielseitiger Auslegung fähigen Redensarten, für ein Fräulein von Rang, Andere für eine hochbegabte Künstlerin. Gewiß war, daß dieses zärtliche Verhältniß vor der Scheelsucht der Welt verborgen bleiben mußte, und daß der Glückliche die Geliebte nur auf Viertelstunden in der späteren Abendzeit sehen und sprechen konnte. Der Barde wußte längere Zeit den Respect der Gesellschaft vor einer

so romantischen Situation aufrecht zu erhalten, allein schon stand sein Sturz aus allen Himmeln bevor. An einem Sonnabend, als wir gemüthlich an unseren Tischen saßen, klopfte Herr von S. mit starker Hand auf den Tisch und kündigte die Vorlesung einer neuen Ballade an. Die Werke seiner ausgezeichneten Feder gehörten zu den Lieblingen der Gesellschaft, es trat also gleich tiefe Todtenstille ein. Der Inhalt des langen Gedichtes behandelte des militärischen Barden Liebeshandel. Herr von S. hatte ihn wochenlang verfolgt, und war durch allerlei Mittel, die allerdings nicht der strengsten Discretion gemäß waren, hinter seine sämmtlichen Schliche gekommen. Wie billig gruppirte sich der Versbau der Ballade um ein Ereigniß voll von dramatischem Leben, und brachte in dieser schönen und spannenden Form das ergreifende Ganze zu unserer Kenntniß. Die Geliebte des Barden war — Mädchen für Alles in einem jüdischen Hause, dessen Gebieter ein Auge auf die Grazie geworfen hatte. Eifersüchtig auf den Unbekannten, der Abends, wie ein Gott der griechischen Fabel, hinter der Küchenthür erschien, aber allen Nachstellungen und Forschungen mit seltener List — der Barde hörte damals die Vorlesungen über Strategie und Taktik auf der Kriegsschule — zu entgehen wußte, verhörte er die Schöne, konnte aber nicht auf den Kern der Sache kommen. Ihre Verschwiegenheit reizte den eifersüchtigen Gebieter. Er schalt den unbekannten Geliebten einen ominösen Kerl, der Eingriffe in fremdes Eigenthum thun wolle, und drohte, ihm persönlich zu Leibe zu gehen, auch die Gottheit aller gefährdeten Bür-

ger, die Polizei, anzurufen, wenn er sich noch einmal an der Thür zeigen, oder vielmehr „errathen" lassen werde. Diese schändlichen Redensarten waren dem Barden brühwarm von der Schönen hinterbracht worden, und das Paar beschloß, um ferneren Störungen vorzubeugen, den Schauplatz aller künftigen Rendezvous auf den Boden zu verlegen. Er dehnte sich unter dem Dachgeschoß zweier Häuser aus, die einem Wirthe gehörten und nach einem und demselben Plane gebaut worden waren. Eine Zeitlang entgingen die Liebenden allen Nachstellungen, aber das Auge der Eifersucht ist scharf, und nicht jeder wirklich oder vermeintlich Hintergangene ist so einfältig in eigenen Untersuchungen, wie der Mohr von Venedig. Der Herausgeber entdeckte den hochgelegenen Zufluchtsort des Paares und sann auf seinen Untergang. Als an einem Abende der Barde im Schatten von Fichtenholz, Torf und Dachziegeln seiner theuren Dido harrte, erschien diese plötzlich und berichtete in athemloser Eile, daß der Hausherr nur den Stock suche, den das Nestküchlein der Familie verschleppt, um dann auf dem Wahlplatz zu erscheinen und dem Barden eine Schlacht, wenn nicht gar noch mehr oder weniger, je nach der Verschiedenheit der modernen Ehrbegriffe, anzubieten. Der Barde neigte sich der letzteren Auffassung zu, besorgt, seinem Stande eine unvertilgbare Kränkung zuzufügen, beschloß er seinen unverzüglichen Rückzug in möglichster Eile. Schon hörte man die Fußtritte des Verfolgers auf der ächzenden Treppe, schon das Klappern des Stockes — er war mit Eisen beschlagen, wie die Ballade weislich bemerkte — da ent-

schloß sich der Barde, brach in bitterster Noth durch das Lattenwerk, welches die beiden Häuser trennte, und entkam so, da durch die Gunst des Gottes der Liebe, der Bodenriegel des anderen Hauses von innen geöffnet werden konnte, über unbekannte Treppen und einen fremden Flur auf die Straße, ohne freilich die Geliebte aus den Händen des Unholds retten zu können.

Die Ballade war mit dem entschiedensten Talente geschrieben, wenn gleich sie einiger Anspielungen wegen nicht druckfähig heißen konnte. Auffallende kühne Reime verliehen ihren Versen oft einen abentheuerlichen ahnungsvollen Klang, kurz der Barde ward zerschmettert und überhäufte den verrätherischen Freund, der alle diese traurigen Thatsachen nur von der Maid selber erfahren haben konnte, mit den bittersten Vorwürfen.

Gegen die Freundschaft übten wir nicht größere Nachsicht. Einige sonst gar verschiedenartige junge Leute aus der Gesellschaft hatten, auf der Grundlage einer politischen, etwas verrückt radikalen Meinung, ein wunderliches Wohlgefallen an einander gefunden, und legten dieses, da sie sich auf keine andere Weise auszeichnen konnten, etwas auffallend und geziert an den Tag. Sie waren daher unaufhörlichen Verfolgungen durch Schrift und Bild ausgesetzt. Bald traten sie in den lächerlichsten Verkleidungen auf und umarmten einander, indem sie Phrasen voll Anthropomorphismus aussprachen, bald sah man sie auf Reisen, statt der Tornister kleine handliche Pulvermühlen zu ihrem häuslichen Gebrauche mit sich schleppend. Dann badeten sie wieder als Bierfische gemeinschaftlich in einem

Seidel, oder saßen als Schmetterlinge auf dem Rande desselben, und wurden von einem, mit dem Netze sich nähernden Satyriker, '„in der volksthümlichen Weise desselben mitgenommen." Wenig beliebt waren die eigentlichen Gelehrten, insofern ihre Pedanterie nicht durch ein Talent gesänftigt und mit der Menschheit ausgesöhnt wurde. Wir hatten einen Sprachforscher des Sanskrit unter uns, der bei allen Gelegenheiten mit ihm ebenbürtigen, aber begabteren Gesellen, Händel suchte und verwerfliche Sophisterei trieb. Er wurde durch ein treffliches phantastisches Bild charakterisirt. Sprechend ähnlich saß er auf einem Katheder und las eine Abhandlung über Sprachformen der Inder vor. Das ganze Rütti um ihn war in einen tiefen Zauberschlaf versunken, alle Humoristen lagen wie Todte am Boden, sämmtliche Gasflammen waren aus Verzweiflung erloschen, in der düstern Luft schwärmten Insekten der Verwesung, und der Teufel der Langeweile versuchte mit dem kräftigen Hauche desselben Athmungswerkzeuges, mit welchem Dante in seinem Inferno einen Teufel auf der Trompete zum Abzuge blasen läßt, das einzig brennende Licht auszulöschen.

Zuweilen sprachen bei uns ältere vortreffliche Freunde vor. Bogumil Goltz, der tiefsinnige Humorist, traf an einem unglücklichen Sonnabende ein, wie wir ihn nur selten verlebten. Draußen tobte eine naßkalte stürmische Witterung, jeder Eintretende brauchte geraume Zeit, um aufzuathmen, das Gespräch stockte nicht, aber es verirrte sich zu traurigen und selbst für das leichtsinnigere Lebensalter unerfreulichen Stoffen. B. Goltz saß mit gebeugtem

Haupte da, er sprach kein Wort, auf seiner hohen marmorglatten Stirn spiegelte sich die Flamme des Gaslichtes. Da erhob sich ein junger Mann, seitdem als geschmackvoller Liedercomponist und tüchtiger Chordirigent in den besten Kreisen Berlins zu Ruf gelangt, und richtete eine seiner gewöhnlichen wunderlichen Apostrophen an den alten grimmen Humoristen. Der lustige Musikus verfolgte nämlich Alles, was philosophischer Studien verdächtig geworden war, mit einem schauderhaften Gallimathias von Phrasen, die er aufgeschnappt, ohne ihren Sinn zu berücksichtigen. Bald richtete er an einen auf das Korn genommenen Denker irgend eine solche Frage, bald sprach er in derselben das hohe Lob seiner Weisheit aus. Um einen Begriff dieses wüsten Verfahrens zu gewähren, erlauben wir uns, eine kurze Probe zu geben. So redete er z. B. gelegentlich den Mann des Sanskrits, nach einem Wortgefecht mit seinen Gegnern folgendermaßen an: „Was meinen Sie, Herr Doctor, wenn die Polarität des Nihilismus, abstrahirt von der Duplicität des Nichtseins, aber angefächelt von der schlechten Kategorie der Antinomie des binomischen Lehrsatzes in der Conjunctur der isodynamischen Hypotenuse mit der reinen Vernunft in einen scheußlichen Conflict geräth, was dann weiter? u. s. w." Mit einer Anrede dieses Styles bewirthete der Gute, unendlich ernsthaften und tragisch leidenschaftlichen Gesichtes, auch den Verfasser des „Buches der Kindheit," damals noch eines Manuscriptes. Aber wie ward ihm und uns Allen, als Goltz, nachdem er ihn bis zur vollständigen Athemlosigkeit ausreden gelassen, mit düsterem, feierlichem Ernst im

Antlitz sich langsam erhob, ihn mit glühendem Blick ins Auge faßte, und nachdem er die Antwort mit einem prophetischen: „Ganz geweß!!" in seinem altpreußischen Dialekt eingeleitet, einen so ungeheuerlichen philosophischen Wahnsinn darauf folgen ließ, daß der provocirende Jüngling für alle Jahrhunderte verdunkelt und vergessen wurde. Nun war das Eis gebrochen, von allen Seiten sprühten leuchtende Witzfunken, und B. Goltz las uns zuletzt seine prächtige Polemik gegen Schiller's Spaziergang vor, deren Grundidee darauf beruht, daß Schiller, als Universitätsprofessor, die eigentliche feine und freie Kunst spazieren zu gehen, nie verstanden habe.

Zu unseren ergötzlichsten Begebenheiten gehörte noch der einmalige Wechsel des Locales. Wir kamen im Hause eines Wirthes zusammen, der bei leiblichem Vermögen und beträchtlicher misantropischer Faulheit seine Schank- und Speisewirthschaft mit wahrem Verdrusse trieb, aber von der thätigen Frau dazu mit Strenge angehalten wurde. Da das Gesicht des Wirthes jedoch das beste Aushängeschild eines Lokales ist, so war es dem gastfeindlichen Manne schon gelungen, sich das ganze Publikum ziemlich vom Halse zu halten, und so die Frau zur Aufhebung der Wirthschaft zu zwingen. Es verkehrten bei ihm nur wenige Gäste; nur unser tolle Haufe hielt treu bei ihm aus. Der große hohe Saal lockte uns so gut, wie die Einsamkeit in den andern Gemächern. So unfreundlich er uns empfing; er konnte uns nicht los werden. Wir ehrten seine Gründe, allein wir wichen ihm mit dem höchsten Aufwande von Höflichkeit aus. Als

Heraklit die Fruchtlosigkeit seiner verdrossenen Fratzen einsah, schlug er einen anderen wirksameren Weg zu unserer Vertreibung ein. Er ließ sich gar nicht mehr blicken, begann aber ein vollständiges Aushungerungssystem. Das Bier wurde matt, in allen Gerichten schmeckte eine Butter von hohem Alter durch, das Fleisch, auch das der Hausthiere, imponirte durch einen Wildgeschmack, und das Gas strömte aus dem Gasometer so spärlich zu, daß wir halb im Dunkeln saßen. Der Zustand fing an unerträglich zu werden. Da freundliche Vorstellungen nichts fruchteten, wurde an einem Octobertage die ganze Gesellschaft berufen. Alle Mitglieder waren dem Rufe gehorsam, sie kamen aus Ateliers, Studirstuben, anatomischen Theatern, Bibliotheken, Bureaus und Laboratorien. Eine unvergeßliche Debatte, ob zu bleiben, oder auszuziehen sei, begann. Der preußische Parlamentarismus hat keine glänzendere, keine komischere Sitzung nachzuweisen. Schon zeigte sich die öffentliche Meinung der Beibehaltung des Lokales geneigt, da trat um 11 Uhr Nachts Herr v. S. mit einer im Style der catilinarischen Reden des Cicero geschriebenen Philippika gegen den Wirth auf, und schlug die eben gehörte Oratio pro domo eines talentvollen Arztes vollständig. Mit bezauberndem Humor verarbeitete er das Lokal so schlagend, daß wir einstimmig augenblicklich auszuziehen beschlossen. Ein Botschafter wurde an den neuen, aber grauhaarig ehrwürdigen Wirth abgesandt, und nachdem die Zechen berichtigt, folgte ihm die Gesellschaft mit Zeichnungen, Fahnen und Manuscripten beladen paarweise durch die Kurstraße. Der gerührte Wirth empfing die

neuen Gäste um Mitternacht an der Thür, zwei Schenkmamsellen leisteten ihm dabei den nöthigen Beistand; Herrn v. S. begrüßte er feierlich mit einem gefüllten Ehrenseidel, das ihm fortan gehörte und sich durch besseres Maaß vor unseren Gefäßen auszeichnete. Wir siedelten uns an und W. Scholz warf sogleich auf einen Bogen Conceptpapier die Skizze des nächtlichen Auszuges und der glücklichen Ankunft.

Hier hausten wir bis zum Frühjahr 1848, wo die einbrechenden Wirrsaale uns rasch zerstreuten. Wir haben uns nie wieder in ähnlicher harmloser Fröhlichkeit zusammengetroffen. — Das ist vorbei für immerdar.

IX.

Deutsche Wunderkinder.

In der Umgegend von Paris giebt es eine beträchtliche Anzahl von Gärtnern, die sich ausschließlich mit der Cultur von Früchten und Gemüsen beschäftigen, welche vor der naturgemäßen Zeit ihres Wachsthumes auf die Tafel der Leckermäuler kommen sollen. Zwar nicht vor den Thoren einer einzelnen Stadt, aber dafür an zahlreichen Stellen unseres deutschen Vaterlandes, existiren Familienväter, welche nach dem Beispiel jener Gärtner die menschliche Natur durch allerlei Mittel dazu anzureizen

suchen, vorzeitige musikalische Früchte zu tragen. Gewiß ist es höchst seltsam, daß dergleichen Versuche nicht in anderen Künsten angestellt werden, und daß wir weder in der Malerei und Dichtkunst, noch in der Schauspiel- und Tanzkunst dergleichen frühreife Producte erzielen lernen; nur in der Musik giebt es sogenannte „Wunderkinder" und allein in Deutschland wird ihre Cultur fabrikmäßig betrieben.

Das Wunderkind zeichnet sich weder in dem ersten dummen Vierteljahre, noch in den darauf folgenden Epochen des Zahnens, Kriechens und Gehens durch besondere Anlagen aus. Es hat nichts mit jenem eigentlichen deutschen Wunderkinde gemein, das kurz nach Anlegung der ersten Höschen ein Clavierconcert componirte und später unter dem Namen Mozart eine nicht unverdiente Berühmtheit zu erlangen verstand. Nur sein Vater thut sich regelmäßig durch eine gewisse beschränkte Gabe von gesundem Menschenverstand hervor, die sehr wohl mit einem demüthigen Talente der Violinkratzerei oder dem Handwerk des Clavierhackers vereint gedacht werden kann. Um die Zeit, wo das Kind nicht mehr jene Verstöße gegen die Hausordnung und Reinlichkeit begeht, welche die ersten Strafen im jugendlichen Dasein nach sich zu ziehen pflegen, wird der Vater tiefsinnig und beginnt unter seinen Spießgesellen auf der Bierbank von dem erstaunlichen musikalischen Talente des Kindes Fabeln zu erzählen. Der Fall wird lebhaft besprochen und der Vater einstimmig genöthigt, das merkwürdige junge Wesen der Kunst zu widmen. So kommt die arme Creatur in die Musik und wird von jetzt

an täglich mehrere Stunden lang, entweder an das Clavier, oder an die Geige gespannt, da es auf anderen Instrumenten bekanntlich niemals Wunderkinder giebt. Der zärtliche und kunstsinnige Vater begnügt sich jedoch nicht mit den genannten Tonwerkzeugen; er stellt für seine Person auch regelmäßige Uebungen mit einem Schlaginstrument, das aus einem kurzen hölzernen Stiel und einem regelrechten Geflecht von Leder besteht, auf dem Rücken seines Kleinen an. Ein Philosoph hat ihm einmal verrathen, daß der Mangel an Ehrgeiz in jugendlichen Jahren am wirksamsten durch Prügel ergänzt wird, weshalb auch diese beiden Factoren stets im Zusammenhange mit einander bleiben, ja vielen, an unrechter Stelle ehrgeizigen Personen reiferen Alters diese Untugend später nur auf homöopathische Weise durch Anwendung desselben Mittels abgewöhnt werden könne, wie durch scharfsinnige Beobachtung des Lebens berühmter Recensenten, Volksredner, Bühnenkünstler und anderer öffentlicher Personen unwiderleglich zu beweisen sei. Da die Erfahrungen seines eigenen Lebens den Wundervater gelehrt haben, daß ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln niemals die Entwickelung des Geistes und Gemüthes fördere — er ist der mißrathene Sohn einer wohlhabenden Familie — so beköstigt er den kleinen Novizen der Kunst nur so weit, als zur nothdürftigen Speisung der Lebensflamme erforderlich ist. Er hält, wie die meisten Menschen ohne Begabung, jedes Talent für ein Strandgewächs, das am besten auf dem Flugsande fortkommt, aber auf gutem Boden verkümmern muß. So wächst das Wunderkind auf und bildet bei

dieser überwiegend vegetabilischen Diät neben dem musikalischen ein ungleich bedeutenderes Talent für Scropheln aus, welche der Vater für ein Abzeichen der stets vorkommenden körperlichen Schwäche des Genies hält. In der mit Noten geschriebenen Literatur giebt es eine Anzahl von Tonstücken, welche etwa denselben Rang mit den Dichtungen „das Lied vom braven Mann", „der Handschuh" und „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier ꝛc." in den Declamirübungen der Schüler einnehmen. Um uns nicht die Feindschaft der Herren Verleger, wegen Verhöhnung eines der gangbarsten Artikel, zuzuziehen, nennen wir diese volksthümlichen Clavier- und Violinsachen nicht, allein es steht fest, daß sie von allen Wunderkindern zuerst eingelernt werden, wenn es gilt, Proben ihrer Talente in einflußreichen Familienkreisen abzulegen. Da der Wundervater, gleich dem Besitzer eines Morgens von Kartoffelland, von seinem Wunderkinde allen möglichen Vortheil ziehen will, so treibt er nach dergleichen Aufführungen allen angesehenen Personen des Ortes Scheine und Atteste über die Fähigkeiten des Kleinen ab. Mit diesen in der Hand geht er reichen und vornehmen Leuten unter dem Vorwande zu Leibe, daß sein junges Talent entweder ein besseres Instrument zu seinen Uebungen, oder einen kenntnißreicheren Lehrer brauche. Gewöhnlich setzt er seine Absicht durch, der Ankauf wird nach Abfall erklecklicher Procente in die väterliche Tasche bewerkstelligt und das Wunderkind einem Lehrer übergeben, der bereits in der Trainirung dieser Sorte von Duodezmusikanten einen großen Ruf erlangt hat. Unter seinen Eigenschaften

steht der tiefeingewurzelte Abscheu vor Conservatorien obenan; er glaubt, daß der höhere Schliff der Virtuosität nur von dem einzelnen Meister und zwar in der tiefen Verborgenheit des Studirzimmers ertheilt werden könne. Diese schöne Ueberzeugung hält ihn ab, für sein Theil, wenn er zu den Violinisten gehört, gelegentlich schandbar unrein zu greifen, wenn unter die Pianisten, fortwährend Rettung bei dem Pedal zu suchen. Er erzieht das Wunderkind zu seinem Ebenbilde und mehr kann bekanntlich kein Lehrer thun. Inzwischen ist dasselbe so weit herangewachsen, daß die Oeffentlichkeit von ihm Kenntniß nimmt, und er, wie der junge Frosch auf seinen zahlreichen Entwickelungsstufen, unter das Mikroskop, so unter die Brille der Kritik gebracht wird.

Das Wunderkind, welches man auf Zweckmäßigkeitsvisiten umherführt, ist meistens klein und verkümmert. Es trägt einen schwarzen Sammetkittel mit überhängendem weißen Kragen und eine zwischen Mütze und Baret mitten inne schwankende phantastische Kopfbedeckung. Im Winter fehlt ihm selten ein spanisches Mäntelchen. In Reverenzen ist es geübt und reicht den Kritikern vertrauensvoll die Vorderpfote, da ihm frühzeitig eingebläut worden ist, der Presse schön zu thun und wenn nicht ihre Bewunderung, so doch ihr Mitleid zu erregen. Sobald sein Vater, meistens ein Mann, der auch die geduldigste Seele lüstern macht, ihn mit Fußtritten zu bewirthen, die oratio pro domo, die Rede für das Talent, beginnt, wird das Wunderkind still und hängt andächtig an seinen Lippen. Zu einer Prüfung seiner Fähigkeiten ist es nach Art aller

Kinder gern bereit, ja es kann häufig nur schwer davon abgebracht werden. Diese ist die harmlosere Art, aber es giebt eine Species von herangewachsenen Violin- und Clavierknaben, die weit kecker und verwegener auftritt. Obgleich sie noch immer unter der Rubrik „Wunderkinder" geführt werden, keimt ihnen doch schon der Schnurrbart und sie kokettiren in ihren Concerten mit dem schönen Geschlecht, „werfen Augen" und machen Mätzchen mit dem Bogen. Sehr schwierig zu behandeln sind die Wunderkinder mit frühem Weltschmerz und Europamüdigkeit. Nachdem diese Krankheit sich längst aus der Literatur verloren hat, kommt sie noch zuweilen sporadisch auf der Violine vor. Derartige Talente spielen stets die Elegie von Ernst, die Melancholie von Prume, essen gern Pudding und müssen mit Zittwersamen gegen die Spulwürmer behandelt werden. Noch andere Wunderkinder, denen nur hinsichtlich der musikalischen Uebungen zu Hause der Rücken gemessen wird, sind auffallend ungezogen, klettern auf Tische und Commoden, halten die Pendel von Stutzuhren fest und spielen auf eine schauerliche Weise den Carneval von Venedig.

Die Wunderkinder weiblichen Geschlechts tragen kurze weiße Röckchen und bis zum neunzehnten oder zwanzigsten Jahre auch niedliche Höschen mit weißen Krausen, machen sehr kleine Schritte und allerliebste Knixe. Sie pflegen sich länger kindlich zu halten, als die Wunderjungen, denen ihre Bartstoppeln bald ein altes verwettertes Ansehen geben, allein etliche Väter gehen darin zu weit und ein bekannter Züchter von Wunderkindern ließ seine Töchter

so lange spielen, bis sie von einem wohlwollenden Kunstmäcenas in ein Stift für alte Jungfern gekauft wurden. Clavierspielerinnen sind häufig kurzsichtig und tragen Brillen, Violinisten können selten ihre Geige stimmen und nehmen kokette Stellungen an, wenn der Concertmeister an sie herantritt und die Wirbel dreht. Hüte man sich stets, ein Tonstück da capo zu fordern, denn sie wiederholen sofort ihr Programm und wenn auch nur eine Stimme den Wunsch geäußert hätte.

Das deutsche Wunderkind führt ein einförmiges und trauriges Leben. Nachdem es den Tag über an seinem Instrumente lagernd, die nothwendigen Uebungen zur Vervollkommnung des Talentes, leider oft unter Zwangsmaßregeln, angestellt hat, sieht es sich Abends in Gesellschaften geschleppt und genöthigt, seine eingeübten Paradepferde herunterzurasseln oder abzustreichen. Meistens drei bis viermal in der Woche erst kurz vor Mitternacht abgefüttert, leidet seine Verdauung und es bildet sich eine Krankheit, welche die Medicin noch nicht hinlänglich beachtet hat, die aber sehr wohl als Hypochondrie der Wunderkinder bezeichnet werden kann. Andere Kinder kommen nur ausnahmsweise in seine Nähe und spielen nicht mit ihm; höchstens lassen sie sich herab, es aus Neid zu mißhandeln. Jeder Ruhm muß gelassen seine Dornenkrone tragen. Bringt unser beklagenswerthes Wesen es zu Concerteinnahmen, so wird ihm ein kleines Taschengeld gewährt, das gewöhnlich für Violinquinten und liniirtes Notenpapier daraufgeht. Dem Instinkte der Ameise und Biene gleich, sinkt die geplagte Creatur in dem ihr auf-

gedrungenen Ideenkreise vollständig unter und lebt nur in der kleinen wunderlichen Welt ihres Könnens. Aber es kommt vor, daß Wunderkinder durch glückliche Zufälle von ihren Plagegeistern frei werden und über ihr Leben selbst bestimmen können. Dann bricht mit unwiderstehlicher Gewalt der so lange unterdrückte angeborene Hang hervor. Ein freigelassener Violinknabe ließ nicht ab mit Bitten, bis sein gesetzlicher Vormund ihn zu einem Stubenmaler in die Lehre that und zeichnete sich in seinem Geschäfte später so aus, daß sein artistisches Talent selbst nicht durch die alle Wände beherrschende Mode der Tapeten unterdrückt werden konnte. Ein Mädchen vom Clavier, dessen grausamer Vater im Heldenkampfe mit der Flasche umkam, heirathete, da sie sehr schön war, einen reichen alten Herrn und brachte ihren Abscheu vor der drathbezogenen Folterbank ihrer Jugend dergestalt zur Geltung, daß sie diesen einst hochmusikalischen Greis und Kenner-ältesten vollständig umbildete und veranlaßte, fortan seine Zerstreuung im Kartenspiel zu suchen. Auch gab sie jungen unmusikalischen Herren stets den Vorzug.

Gemeinhin ist den traurigen Opfern des modernen Musikmoloch's das Glück nicht so günstig. Nach den qualvollsten Anstrengungen, eine hervorragendere Stufe der Virtuosität zu erreichen und die Blicke der Welt auf ihre Geistesprodukte zu lenken, verschwinden sie aus dem Vordergrunde der Kunstbühne und ziehen sich unter die Masse der namenlosen Statisten zurück. Nach Jahren findet man die einst von den Lobposaunen der Zeitungen verherrlichten Phänomene, auf der Durchreise durch kleine

Residenzen, wenn man Abends vom Regenwetter in die Oper (Norma oder Nachtwandlerin) getrieben wird, am ersten Violinpult, oder als Lehrerin des Claviers in irgend einer großen Pension, in der man seine Tochter unterrichten lassen will. Nichts ist ihnen von ihrer frühen unreifen Herrlichkeit geblieben, als ein Album, voll von schlechten Versen, unwahren und schielenden Gedanken, welche Dilettanten in Theezirkeln hineingeschrieben haben. So geht der Ruhm dieser Welt vorüber!

X.

Stadtgärten.

Die Bewohner von Gegenden milderen Klimas machen keinen so durchgreifenden Unterschied zwischen den kälteren und wärmeren Jahreszeiten, als die Nordländer, deren Sommer- und Wintertemperatur auf der Skala des Thermometers weit auseinander liegen. Je furchtsamer wir deshalb vor dem Winter flüchten, desto inniger fühlen wir uns zu dem Sommer hingezogen und behandeln ihn wie verständige Oekonomen die nützlichen Vögel, wir richten ihm eine gastliche Wohnstätte ein, wo wir während seines allzukurzen Aufenthaltes die Freuden seines Umganges genießen können, ohne uns zu weit von Amt und Geschäft zu entfernen. So entsteht der Stadtgarten, die Park-

anlage hinter dem Hause, welcher man nach langer Vernachlässigung in der neueren Zeit wieder größere Aufmerksamkeit widmet, da man sich durch die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse endlich hat belehren lassen, daß belaubte hohe Bäume bessere Reinigungsmittel des Dunstkreises sind, als Fabrikschornsteine, Dampfmaschinen und vierstöckige Hinterhäuser. Je gieriger das unheimliche Stadtgespenst mit seinen grauen steinernen Krallen vor den Thoren um sich greift, desto sorgsamer benutzt der Berliner jedes unbebaute Stück Land, das noch nicht mit dem bekannten Titel „Baustelle" gebrandmarkt ist.

Wenn wir zwischen der chinesischen Mauer, welche sich als Accisegürtel um Berlin zieht, und an einigen einsamen Stellen der sonst so schönen Residenz ein schauderhaft häßliches Ansehen verleiht und den an sie grenzenden Grundstücken, einen Rundgang um die Stadt machen, so stoßen wir im sogenannten Westend, d. h. zwischen dem Halleschen, Potsdamer und Brandenburger Thor, auf die erste und vornehmste Klasse der Stadtgärten. Die hiergelegenen Grundstücke sind überwiegend neueren Datums und gehen nur in selteneren Fällen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Das Fabrikwesen fand nicht, wie jetzt seit Vollendung des schönen neuen Kanals, einen Vorwand, sich anzusiedeln, es fehlte nirgends an Platz zwischen den Hinterhäusern und der Stadtmauer; mithin haben sich hier an vielen Orten anmuthige Gartenanlagen erhalten. Hinter den zahlreichen Palästen der großen Herren ist die Vegetation natürlich am sorgfältigsten geschützt und kunstvoll erzogen worden, und auf der West-

seite der Wilhelmsstraße begegnen wir, wenn wir mit dem Parke hinter dem herrlichen Palaste des Prinzen Albrecht anfangen, einem ganzen Complexus von schönen Bäumen und Gartencultur. Die großen Herren sind indessen in der Stadt sehr schwer zu belauschen, und dergleichen Parks thun sich dem Spaziergänger höchstens einmal im Winter auf, wenn das fürstliche Vergnügen einer russischen Eisbahn zu gütiger Toleranz stimmt und die vorgeschriebene Clausur an der Pforte weniger strenge gehandhabt wird. Ihre Gärten liegen beschattet von alten herrlich gepflegten Bäumen meistens einsam da, auf die Treibhauscultur wird der größte Nachdruck gelegt und der vornehme Besitzer, der den größten Theil des Sommers hindurch außerhalb der Residenz verweilt, unternimmt nur gelegentlich im Frühjahre oder im Herbste einen kurzen Morgenausflug in seinen Park. Die Leute, denen ihr kleines Grundstück den ganzen Sommer, Baden und die Schweiz, Paris und Italien vorstellt, sind für uns weit anziehender, und wir können uns nicht versagen, über den Zaun zu blicken und sie bei ihrem ländlichen Treiben zu beobachten. Ach, unsere wenigen botanischen Kenntnisse sind leider in den Schuljahren nicht sonderlich bereichert worden, und wir sind nicht im Stande, die hortologischen Bestrebungen dieser guten Berliner näher zu beschreiben, allein wir verweisen auf die lehrreichen Handbücher über Gartenbau, und sind überzeugt, daß der Leser darin den ausführlichen Commentar zu Allem finden wird, was wir nur mit schwachen Zügen andeuten können. Der bürgerliche Stadtgarten des Berliner Westendes wird durch einen

hübschen kleinen Hof vom Hause geschieden und ist gemeinhin durch einen Schlüssel verwahrt, von welchem der Wirth und Besitzer sich nur in seltenen Ausnahmefällen trennt. In diesem Hofe fehlt nie eine sorgfältig unterhaltene Pumpe, ein Hundehaus und ein kleiner Stall für Cochinchinahühner. Diese derbe und colossale Vögelsorte beginnt bereits unseren gewöhnlichen Hühnerschlag zu verdrängen und die Herausgeber älterer Balladensammlungen, in welchen bekanntlich der Hahn älteren Styles sehr oft „kräht," werden alle betreffenden Stellen für das bessere Verständniß der jüngeren Generation umändern müssen. Der Cochinchinahahn kräht nämlich nicht, wie sein poetischer Vorfahr, er „brüllt" mit Entschiedenheit, und besitzt in seinem Organ nicht einen Hauch von dem anregenden Zauber, der unserem einheimischen stattlichen Vogel eine so ruhmwürdige Stelle in der Poesie, Mythe und Geschichte aller Zeitalter verschafft hat. Neben den Cochinchinahühnern hält sich in seiner Villa ein ernster Hofhund auf, welcher nach einem wechselvollen Jägerleben durch einen schnöden Umschwung der Verhältnisse an die Kette gekommen und dadurch verbitterter Menschenfeind geworden ist. Er beschäftigt sich bei Tage und bei Nacht mit drohendem Gebell gegen wirkliche und eingebildete Gegner und gehört zu den schlimmsten Hypochondern seines Geschlechts. Nur gegen den Hausherrn, der ihn Vormittags eine halbe Stunde lang von der Kette erlöst, und unter Oberaufsicht einer Reitpeitsche in seinen Händen, frei umherlaufen läßt, wie gegen die alte Köchin, welche ihm Mittags seine wunderlich combinirten Abhub-Ragouts und Knochenfricassees

auftischt, äußert er mildere Gesinnungen. In dem so bevölkerten Hofe werden, wie im Alterthum an den steinernen Brunnen und Cisternen, alle Angelegenheiten des schönen, aber dienenden Geschlechts im Hause verhandelt und durch ein musikalisches Accompagnement von Eimern, Blechgeschirr und nasser Wäsche unterstützt. Der eigentliche Garten, das Heiligthum des Gebieters, ist beinahe so sorgfältig bewacht, als das ehemalige Paradies. Nur irgend ein alter kinderloser Adam und eine dito Eva aus dem ersten, theure Miethe zahlenden Stockwerk haben das Recht, gegen Abend eine Stunde lang in demselben zu lustwandeln und sich mit dem Wirthe und ökonomisirenden Dilettanten landschaftlich zu unterhalten. Eine Laube und eine Bank zum Sitzen wird ihnen nicht eingeräumt; ihre Stellung ist in dieser Hinsicht nicht vortheilhafter, als die der Sträflinge in den vornehmeren neueren Zellengefängnissen, denen auch nur eine Stunde Trab in dem winzigen Gartenabschnitt hinter dem Kerker gestattet zu werden pflegt. Die Pflege des kleinen Landfleckes erreicht natürlich den höchsten Grad. Schon Morgens sieht man den Besitzer in Wasserstiefeln, in einen dicken grauen Flausrock gehüllt und mit einer wasserdichten Mütze bedeckt, im Garten mit aller möglichen Arbeit beschäftigt und sorgenvolle Blicke nach Regen gen Himmel richten. In seiner Gesellschaft befindet sich ein blühender, aber dennoch lebenssatter dienender Bruder und Jüngling, der für die ernsteren Arbeiten des Grabens, Harkens und Gießens engagirt, sich in die glühenden Leidenschaften seines Brodherrn nicht finden kann und die Verkürzung seines nächt-

lichen Schlafs eben so schmerzlich beklagt, wie die Verkümmerung des Sonntags. So oft man über den Zaun sieht, erblickt man diesen Jüngling stets in Schweiß gebadet, mit zwei Gießkannen einherwankend oder tiefe Spatenstiche in den Boden thuend und große Leitern an Bäume legend. Selten liegt er lang ausgestreckt im Grase und pflegt ungestört der Ruhe. Man kann alsdann mit Bestimmtheit annehmen, sein Gebieter befinde sich im Innern der Stadt und kaufe ausländische Sämereien ein, oder habe auf dem Gericht einen Termin wegen Grenzstreitigkeiten und Zaunhändeln mit den Nachbaren. Im Frühjahr beschäftigt sich das Paar mit dem Raupenkriege, später aber mit dem Kampfe gegen die Sperlinge. Zu diesem Endzwecke sind eine Menge großer Netze vorhanden, in welche, sobald die Kirschen und Schoten reifen und der Saft in die Weintrauben steigt, der ganze Garten sorgfältig wie in einen Paletot gehüllt wird. Dann ist der Besitzer überglücklich. Mit der langen betroddelten Tabakshellebarde im Munde wandelt er auf und ab und freut sich über die geschützten Herrlichkeiten der Vegetation, von der er fast nichts mehr sieht, klatscht heftig in die Hände, wenn er noch einen unverschämten, nicht in Furcht versetzten Spatz umherfliegen sieht und bläst große Rauchwolken in die dichten Mückenschwärme. Außerdem sind noch andere Maßregeln der Abschreckung gegen die geflügelten Räuber getroffen. Auf den Beeten mit grünen Erbsen stehen schandbare und drohende Nachahmungen der menschlichen Gestalt, mit alten Filzhüten auf den Köpfen, an denen abgenutzte Schreibfedern und gesprungene Klin-

geln befestigt sind. Auch läuten überall an Fäden hängende zerbrochene Bierflaschen, in denen als Klöppel ein großer Nagel befestigt ist. Anscheinend reichen alle diese Vorkehrungen hin, um dem ganzen Geschlecht der Sperlinge, welche hier einmal als die Erbfeinde des Gartens betrachtet werden, einen tödtlichen Schrecken einzujagen und sie für immer zu vertreiben, allein erfahrungsmäßig wird das directe Gegentheil erreicht. Nirgends verhalten sich die Herren Spatze zufriedener, zu keinem Garten fühlen sie sich lebhafter hingezogen, und die mit Netzen überspannten Früchte scheinen einen gleich magischen Reiz auf sie auszuüben, wie die phantastischen, nach dem Vorbilde des bekleideten Menschen geschaffenen Gestalten einer gereizten Stadtgärtnerphantasie. Fast sollte man glauben, die Stadtspatzen seien ein klügeres, die Listen der Sterblichen besser durchschauendes gefiedertes Geschlecht. Ein anderer, und zwar ein Guerillakrieg, wird gegen die umherstreifenden Katzen geführt. Nach den in Lieferungen erscheinenden volksthümlichen Naturgeschichtsbüchern ist die wilde Katze im Norden Deutschlands vollständig ausgerottet; diese Notiz beruht auf einem Jägerirrthum. In vielen Höfen und Gärten Berlins giebt es noch wilde oder verwilderte Katzen, die bei dem Verbote des Gebrauches von Schießgewehren den Einwohnern sehr beschwerlich fallen, und ohne die Gilde gewisser Caspar und Samiel, die ihnen ihrer Felle wegen heimlich Nachstellungen bereiten, sich außerordentlich vermehren würden. Unser Gartenbesitzer haßt die umherschweifenden Katzen unversöhnlich. Zwar kann er ihnen keinen verübten Schaden

nachweisen, es sei denn die verzeihliche Anfertigung einer kleinen Grube zur Ablagerung irdischer Stoffwechselsubstanzen, allein er haßt sie als unbefugte Eindringlinge in sein geheiligtes Besitzthum. Das Nervensystem des Mannes wird peinlich durch den Gedanken aufgeregt, daß unbekannte Bestien zu unbestimmten Tageszeiten und in nicht deutlich ausgesprochenen Absichten rechts und links, hinten und vorne, südlich und nördlich über den Zaun steigen und umherschleichen. In dräuenden Selbstgesprächen und in Dialogen mit dem lebenssatten Jünglinge schwört er den Katzen Tod, oder nimmt sich vor, Haus und Garten zu verkaufen, wenn es ihm nicht gelingt, dieses vierfüßige Ungeziefer los zu werden. So zärtlich er seine Pflanzen liebt, vergißt er sich beim unerwarteten Anblick eines bunten Mitgliedes der kletternden Invasion so weit, nach ihm mit Pfählen, leeren Blumentöpfen, Kohlrüben, Gurken und kleineren Kürbissen zu werfen. An gangbaren Pässen über den Zaun, wo der häufige Verkehr durch viele Katzenspuren auf den Brettern bezeichnet ist, stellt er eine Falle auf und lauert in der Dämmerung wohl selber auf die arglosen nichts ahnenden Abkömmlinge. Spatzen und Katzen sind die fixen Ideen der alten Stadtgärtner.

Was diese Klasse von Naturfreunden eigentlich anbaut, ist nicht leicht zu bestimmen. Außer der Zucht von Wein, einigen besseren Obstsorten und etwas feinem Gemüse, besonders von Spargel, lieben die wohlhabenden Dilettanten der Gärtnerei im Ganzen die Curiositäten. So ähnlich sie selber und ihre Gärten einander in den Hauptzügen und Hauptschwächen sind, so vielfach weichen sie in

den Einzelnheiten ab. Einige schwärmen für Blumen, andere für Blattpflanzen, für Mistbeete, für Pfirsiche an Spalieren, für Sumpfgewächse, für Hyacinthensorten — wer kann die Liebhabereien und Steckenpferde sämmtlich einzeln namhaft machen! Sehr beliebt ist die Pflege der leicht wachsenden Kürbisse. Es giebt Gärten, in welchen man eine Legion dieser Früchte findet, von dem gewaltigen Koloß von Rhodus an, bis zu den schwarzen krummen Nasen, denen man aus zärtlicher Besorgniß vor Nässe einen Topfscherben unterbreitet. Bei der Berliner Vorliebe für Gurkensalat, wird diese gutwillige Frucht gleichfalls häufig cultivirt und nicht selten sind daher im Hochsommer die leichten Choleraanfälle unter diesen Liebhabern. Viele ziehen seltenere Rosensorten, oder schwärmen für Fuchsien und Camelien, manche treiben Erdbeerzucht oder ziehen allerlei bunte Bohnen; kurz man müßte ein Zögling der Gärtner-Lehranstalt sein, um alle ihre kleinen Marotten beschreiben zu können.

Für den Verkauf thun diese Herren nichts, ihre Gärten sind ihre Domänen und der Hauptreiz derselben für sie besteht eben in der Abgeschiedenheit und Unantastbarkeit des Terrains. Ganz anders sieht der Stadtgarten aus, in dem für den Markt gearbeitet wird. Hier ist die kokette Sauberkeit der Gänge, der zierlich aufgebundenen Rosen und Reben, die mathematische Eintheilung der Beete und die zärtliche Pflege nutzloser, aber den Sinnen wohlthuender Gewächse, nicht zu finden. Entweder ist Alles Spargelbeet, oder ein niedriger Wald von Stachelbeergesträuchen, deren Früchte unreif abgerissen und an die Conditoren

verkauft werden, entweder ein Park von Bohnenstangen oder ein Erbsendickicht, entweder Mohrrüben oder Salat. Das Angenehme wird nur gehegt, insofern es auch nützlich ist. Nebenbei dienen diese Gärten dem traurigsten aller Wirthschaftsgeschäfte: sie sind Trockenplätze, die für Geld an die Hausfrauen der Nachbarschaft vermiethet werden. Ist am Ende des Sommers die Ernte aller Früchte beendet, so läßt die Ueberwachung des Besitzers nach, die Jungen und Hunde übersteigen den Zaun oder kriechen unten durch, und der Stadtgarten wird so lange ein Schauplatz für gymnastische Spiele und Turnübungen, bis der Besitzer endlich — sehr häufig ist er zugleich ein Besitzer von Droschkenfuhrwerk — mit der Peitsche aus der nahen Stallthür tritt und das Feld rasch von den Eindringlingen reinigt. Diese Orte sind nicht erfreulich und wir begeben uns mit Vergnügen zu einer anderen Abtheilung der inneren Stadtgärten. Wir haben sie in der Nähe des Stromes und Grabens zu suchen, welche den Ort durchfließen und von ihrer Oberfläche die Farbe einer ungesunden Vegetation zurückspiegeln. Sie befinden sich in der Nähe der Spree und des grünen Grabens.

Die Gefangenschaft drückt allen lebenden Wesen einen eigenthümlichen traurigen Stempel auf, und selbst ein zwischen Brandmauern, Hinterhäusern und Kehrseiten von Stallungen eingesperrtes Stück Gartenland berührt die Seele nicht angenehm. Blühende Aepfelbäume und duftender Flieder, über welche der nahegelegene Schornstein des Bäckers Qualm und Asche ausschüttet, sind eine gar trübselige Anlage, und so behaglich der Parfüm eines

wohlgehaltenen Pferdestalles oder einer einträglichen Bierbrauerei für praktische Nasen sein mag; wo Blumen und grüne Zweige nach dem Vorrecht des Duftes streben, ist er keine passende Zuthat. Die im Innern der Stadt gelegenen Gärten sind fast sämmtlich solche unglückliche Sträflinge der Vegetation. Man tritt auf der Jagd nach einer Patentwichse oder nach einer verbesserten Schaafscheere, die ein reformsüchtiger Freund vom Lande bestellt hat, in einen Hof, erwartet eine Fabrik mit allem ihrem schmutzigen Jammer zu, finden und stößt unerwarteter Weise auf einen zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilten Garten, wo man gar nicht für möglich gehalten hatte, daß die Natur eine gnädige Concession zum Wachsthum eines lebendigen Strauches ertheilen würde. Gewöhnlich halten die Besitzer solcher versteckten Paradiese sie für zu gut, um einsames Privateigenthum zu bleiben und eröffnen sie als Concert- oder Biergärten. Wenn man von der Straße aus durch den Hof eintritt, kann der erste Eindruck ein ganz behaglicher sein, hat man aber Platz genommen und prüft die Einzelnheiten etwas näher, so bemerkt man mit Kummer die unheilbare Skrophulosis aller Pflanzen. Durch Mangel an Luft und Licht haben sie das unordentliche und struppige Ansehen der Gewächse in engen Querthälern der Hochgebirge angenommen. Wie dort über die hohen Felswände, guckt auch hier die Sonne nur in den Mittagsstunden über die umstehenden Häuser. Ueber Raupenfraß kann man sich nicht beklagen; die vorstädtischen Schmetterlinge werden nicht bis zu den wirklichen geheimen Stadtgärten verschlagen, und vor dem

Obstdiebstahl braucht nicht gewarnt zu werden, denn schon im ersten Lenz tödten die übeln Ausdünstungen der Umgebung alle hoffnungsvollen Blüthen und lassen nur einige wenige Mißgeburten von Aepfeln oder Birnen aufkommen, welche die Kinder des Besitzers einander als vegetabilische Merkwürdigkeiten im Herbste an die Köpfe werfen. Den Besitzern dieser kränklichen Stadtgärten, als aufgeklärten, und mit den Hauptregeln der Sanitätspolizei einverstandenen Männern bleiben die Mängel ihres Eigenthums nicht verborgen. Sie thun deshalb Alles, was diese Uebelstände vor einem oberflächlichen Beobachter zu verbergen vermag. Und da in den meisten Berliner Stadtgärten die Nase am empfindlichsten und anhaltendsten beleidigt wird, machen sie ungewöhnliche Anstrengungen, das Auge schadlos zu halten. Eine Hauptliebhaberei sind die großen Glaskugeln auf Postamenten, die einem empfindsamen Naturfreund sogar einen weiten Park verleiden können. Je kleiner der Stadtgarten ist und je weniger Laubwerk er besitzt, desto mehr solcher ruchloser Glaskugeln, in denen sich schauerlich die nahen Hausgiebel, die an den Bodenfenstern hängende Wäsche und die düsteren Wände spiegeln, werden aufgestellt. Die Gäste sind indessen nicht so empfindsam gegen ihren verstörenden Einfluß, sondern versammeln sich um diese Glaskugeln mit so vieler Vorliebe, wie Maler um schöne Bäume und Gesträuche. Unter den hier gewährten Naturfreuden steht der Genuß, das theure Antlitz in wunderlicher Verzerrung anzustaunen, obenan. Sehr beliebt ist ferner die Aufrichtung eines kleinen Mastes hinter dem dichten Flieder-

busch, der am Rande des sogenannten grünen Grabens steht. Er wird mit einer Rae und etwas Tauwerk nebst einem bunten Wimpel versehen und soll phantastische Gedanken an Seefahrt, Entdeckung ferner Inseln, Bombardement von Canton, Durchstechung der Landenge von Suez und Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt erwecken. Auch erreicht dieses Marinewerkzeug vollständig seinen Zweck, die kleinen Knaben, welche ihre durstigen Väter in den herrlichen Stadtgärten begleiten, bitten dringend, Seeleute werden zu dürfen, und können zuletzt nur durch sanfte körperliche Züchtigungen abgebracht werden, den verführerischen Mast zu besteigen und ihre Sonntagshosen zu zerreißen. Bereits ist der Sohn eines Wollenmaklers theils durch den wiederholten Anblick des Mastes, theils durch die in den Straßen Berlins erscheinenden Schiffsjungen der preußischen Marine bewogen worden, zur See zu gehen und der vaterländischen Flotte seine Dienste, dem Tauende der Bootsleute aber seinen hoffnungsvollen jungen Rücken anzubieten. Im Schatten des Fliederbusches vor dem Mast werden die interessantesten Gespräche über fernes Land oder ferne Leute gehalten, und der Küster der nächsten Kirche liest hier seinen Getreuen die aus der Bierstube geliehene „Gartenlaube" vor und erklärt die Holzschnitte und schwierigen Stellen des beliebten Blattes.

Wir haben schon gesagt, daß unsere Stadtgärten nicht selten an jenem schmalen und schauderhaften Gewässer liegen, das wie ein armseliger Bettler, hinter mehreren Stadttheilen vorbeischleicht und endlich am Prinzessinnen-

palais und neben der Singakademie in die Oeffentlichkeit tritt, um sich gleich darauf in die Spree zu münden und wenigstens am Schluß seiner tadelnswerthen Laufbahn einigen Anstand zu bewahren. Diese günstige Lage wird meistens zur Errichtung einer Art schauderhaften Kiosks benutzt, der sich über die Gartenmauer erhebt, und den darin Sitzenden gestattet, die aus dem grünen Graben aufsteigenden pestilenzialischen Dünste einzuathmen und die langsam vorbeischwimmenden Reste aus allerlei Wirthschaften zu studiren. Der Gipfel des Kiosks ist nie ohne ein schmückendes Bilderwerk. In den meisten Fällen stellt er einen aus Holzscheibchen geschnitzten und mit Oelfarben bemalten Mann vor, dem es obliegt, die Windrichtung zu zeigen. Häufig besteht es aber auch nur aus einer kleinen Mühle, deren fortwährendes Geklapper den Frohsinn der genügsamen Gäste nicht wenig erhöht. In einem Locale sahen wir einen wunderschönen rothen Jäger, der ewig mit dem Rücken gegen den Wind gekehrt, im Anschlage lag, ohne ein Wild vor sich zu haben, aber dennoch sehr bewundert wurde. Den Gesang der Vögel kann man hier nicht genießen, es sei denn, der Wirth hielte einen Kanarienvogel am nahen Küchenfenster, der sich durch das geräuschvolle Klopfen der Beafsteaks zu einem lauten Wetteifer mit der Köchin veranlaßt fühlte. Dafür werden häufig oben auf dem Boden des Hauses Tauben gehalten, in deren Beurtheilung die Gäste ihr kritisches Talent üben, und durch die nicht selten der Grund zu jener unglückseligen Liebhaberei der Jugend zu diesem Geflügel gelegt wird, die Gymnasiallehrern und Schulvorstehern

so viele und triftige Veranlassung zu schlechten Censuren und gelegentlichen Maulschellen giebt. Die eigentliche Musik der Stadtgärten rührt von den Kegelkugeln her, die den Sommer über von Tagesanbruch bis Mitternacht nicht zur Ruhe kommen, und eine Anzahl kleiner Knaben, welche das Aufstellen der Kegel, das Ausrufen der Würfe und die Empfangnahme des Ehrensoldes für „alle Neun" und „Acht um den König", der Beschäftigung mit den langweiligen Wissenschaften und den von dem Schulcollegium verwalteten Anstalten unbedingt vorziehen, auf eine sehr bemerkenswerthe Weise demoralisiren. So gelehrte und umfassende Untersuchungen auch bereits über die Verwahrlosung der Jugend in den großen Städten von weisen und edlen Männern angestellt sind — der Einfluß der zahlreichen Kegelbahnen auf die männliche Nachkommenschaft zwischen 9 bis 14 Jahren ist unseres Wissens noch von keinem Philanthropen gründlich beleuchtet worden. Aber diese Institute können offenbar auch nicht unter die Fortbildungsanstalten für das reifere Alter gerechnet werden, und der Stadtgarten veranlaßt einen aufmerksamen Beobachter zu einer Menge trübseliger Wahrnehmungen über nachlässige und ihr Geschäft oder Handwerk verwahrlosende Leute.

Einen sittlicheren Charakter erhalten sich diese Stadtgärten, wenn sie dem Publikum nicht geöffnet, sondern nur für die sommerliche Benutzung ihres Eigenthümers cultivirt werden. So überaus klein sie oft zu sein pflegen, fehlt ihnen doch nie ein unverhältnißmäßig großes Gartenhaus. Wir kennen einen Garten auf der Quadratfläche

eines Morgens, auf dem eine niedliche Villa zwischen Kresse, Studentennelken, Levkoyen und zwei Camelien-töpfen steht. Der Raum reicht nur zu einem schmalen Fußpfade um die Miniaturvilla von einem Zimmer hin, allein nichts desto weniger hat der Besitzer, unser scherzhafter Freund, an die Wand rechts von der Thür: „Nach dem Jägerhause“ geschrieben, während auf der andern Seite die Worte: „Nach Elisens Ruh“ den lachenden Wanderer mystificiren. Und doch befriedigt dieser Garten noch immer einige naturfreundliche Ansprüche; was soll man zu den sogenannten Gärten sagen, welche Alles, nur nicht Bäume und Pflanzen, Blumen und Laub enthalten? In einem sehr stark besuchten Lokal besteht die gesammte Vegetation nur aus den Buchsbaumstreifen, die sich, wie der Lederbesatz um die Cavalleriebeinkleider, um die sandigen Beete ohne Blumen ziehen, und aus einer Anzahl corpulenter Amoretten und Tritonen aus Sandstein, die sich wie eine freche Satyre auf die antike Kunst und die Idee des Nackten ausnehmen. Der Schatten in diesem Garten wird nicht durch das Laubdach irgend eines alten gutmüthigen Kastanienbaumes, sondern durch ausgespannte Segeltücher verbreitet. Als eine Anomalie und Merkwürdigkeit in einer solchen Wüste verdient eine Fontaine von der Dicke eines Wasserstrahles aus einer Klystierspritze angeführt zu werden. Sie ist nicht, wie Unerfahrene argwöhnen könnten, eine künstlerische Ausgeburt der englischen Wasserleitung, sondern wird Nachmittags von dem Ueberflusse des Bassins einer angrenzenden Badeanstalt gespeist. Sobald im Sommer an auffallend heißen Tagen die Zahl

der Badenden erheblich zunimmt, pflegt die besagte Fontaine schwächer zu fließen und endlich ganz zu versiegen.

Hinter einem kleinen verfallenen Hause zeigt sich ein offener sonniger Fleck, der außer mehreren Mistbeeten mit Glasfenstern, unter denen einige hundert Zwergpflänzchen schwindsüchtig grünen und kein hohes Lebensalter versprechen, nichts enthält, als Hügel von einer lockeren schwarzbraunen Masse, welche wie der Teig zu einem delikaten Pudding, fortwährend umgerührt wird. Auch diese Stelle nennt sich einen Garten und obenein „Blumengarten", obgleich ihr Besitzer sich eigentlich nur darauf beschränkt, an Liebhaber von Topfgewächsen Dammerde zu verkaufen, die er kunstgerecht zubereitet und in Schüsseln und Schiebkarren gegen baare Bezahlung abläßt.

Dieser Industrielle bildet den natürlichen Uebergang zu den Kunstgärtnern Berlins, deren Ruhm seit fünfzehn Jahren weit über die Grenzen Preußens hinausgewachsen ist. Die Stadtgärten unserer Blumendichter, wie wir sie wohl nennen können, liegen in entfernten und unscheinbar benannten Gassen, aber nicht in einem bestimmten Viertel, sondern in allen Theilen der Residenz zerstreut, und verrathen so wenig, wie die schmutzigen Außenseiten der orientalischen Häuser, durch alte Zäune und Mauern die innere Pracht. Hat man die schmale Eingangsthür hinter sich, so wandelt man unter lauter Wundern der Pflanzenzucht, die nur nach den Abtheilungen der Saison eine veränderte Physiognomie annimmt und die verschiedenen Glanzpunkte zeigt. In jedem Monat trägt der Garten eine andere Farbe, haucht er einen anderen Duft aus;

seine glücklichste Zeit feiert er aber in der Blüthe der Rosen.

Die Mannigfaltigkeit der Sorten, welche die Gärtnerei gesammelt und geordnet hat, ist wahrhaft staunenswerth, und wir haben einzelne Gärten, die eine vollständige Ausstellung ihrer blühenden Rosenbäume gegen ein kleines Eintrittsgeld zu veranstalten pflegen. Häufig besteht hier die eigenthümliche Sitte, daß Familien, nach Art der Sommerwohnungen, Absteigequartiere für den Nachmittag miethen. Diese pflegen nur in einer Bank und dem dazu gehörigen Tische zu bestehen. Je nach dem Preise erfreuen sie sich einer mehr oder minder schattigen Lage und sind durch Baumzweige, zuweilen durch ein Dach, gegen den Regen geschützt. Hausfrauen mit kleinen Kindern pflegen für den Sommer zehn bis zwanzig Thaler für die Bewilligung einer solchen Stelle zu zahlen, die einfach mit zwei Stäbchen und einer ausgespannten Schnur, als geheiligter Privatsitz bezeichnet wird. Ihr Kaffeegeschirr bringen sie täglich mit, und der kleine Trupp genießt das Glück der heiteren Tage gut nomadisch, aber weit gemüthlicher, als der reiche Menschenfeind, der sich hinter eisernen Gittern in seinen weiten Anlagen von aller Welt absperrt, und einen Bullenbeißer als Pförtner neben die Thür stellt.

Sobald Regen eintritt, flüchten sich die meisten Gäste in die Treibhäuser, in denen während des Sommers Raum genug übrig bleibt, und nur die eigentlichen tropischen Gewächse ihre geschützten Plätze nicht verlassen. Natürlich treiben alle Gärtner dieser Kategorie einen aus-

gebreiteten Handel mit Zwiebeln, Ablegern, Sämereien, Blumen und sonstigen seltenen Ziergewächsen, und ihre Ananascultur ist in hohem Grade einträglich. Commanditen solcher Geschäfte sind endlich die wunderlichen, künstlichen Stadtgärten, die ihre Ansiedelungen das ganze Jahr hindurch in Kellern haben und die reiche Welt bei Festmahlen und Bällen mit den nöthigen Blumen versehen. Der Wechsel der Jahreszeiten hat auf dergleichen, nur spärlich durch ein niedrig geschraubtes Gasflämmchen, ein paar Argand'sche Lampen, oder Mittags durch den einfallenden Sonnenstrahl erleuchtete Souterrains keinen Einfluß; in ihnen herrscht der von allen Dichtern ersehnte ewige Frühling auf eine seltsame ironische Weise. Wer einen Thaler daran setzen will, kann um Weihnachten oder Neujahr eine ganze Handvoll Lenzboten erhalten, und für den zärtlichen Liebhaber stehen zu allen Tageszeiten die frischesten Blumensträuße, die zierlichsten feuchten Drahtkörbchen voller Moos und seltener Blüthen bereit, und selbst der Liebhaber, nicht der Schönen, sondern einer kräftigen Bowle, sucht hier nie vergeblich, und läge draußen der Schnee selbst mannshoch, nach einer aromatischen Pommeranze und Orange, oder nach einer saftigen Ananas.

XI.

Alte Bücher.

Wie gut man auch von Menschen denken, wie gern man sich in ihrer Gesellschaft bewegen mag, die Thatsache läßt sich doch nicht bestreiten, daß viele eigenthümliche Geister den Umgang mit Büchern dem Verkehr und Gespräch mit Menschen vorziehen, ja daß manche Nationen ihre eigentliche gedankliche Verbindung mehr auf dem Gebiete des Gedruckten, als des Gesprochenen herstellen, wie die Deutschen im Gegensatze zu den rastlos schwatzenden Franzosen. Der Umganz mit Büchern pflegt dem denkenden Kopfe und gefühlvollen Herzen nothwendig zu werden, wenn die unaufhörlichen Täuschungen des Lebens einen unüberwindlichen Ueberdruß an dem Durcheinander der Menschen erzeugt haben. Nach Stubenvögeln und Hunden sind die Bücher die letzte Zuflucht des einsamen Geistes und Gemüthes, und die Bücher haben noch kein Vertrauen getäuscht; es hat Niemanden gereut, mit ihnen ein Freundschaftsbündniß eingegangen zu sein. Sie hauchen die Sorgen von der gefurchten Stirn, sie klären das getrübte Auge auf, dem Geiste geben sie reichliche neue Nahrung und Befriedigung dem gequälten Herzen. Wessen Gewissen frei und leicht ist, der mag sich in allen Kümmernissen seines Lebens getrost in dieses weite und tiefe Meer der menschlichen Erkenntniß stürzen; seine Wogen werden ihn laben und tragen.

Aus den angeführten Gründen habe ich eine tiefe Ehrfurcht vor allen Orten, wo Bücher, namentlich alte Bücher, aufbewahrt werden. Denn die neuen, broschirten oder sauber gebundenen Bücher sind in höherem Grade noch lebendige, zeitgenössische Creaturen. Was in ihnen steht, fließt häufig auch auf der Oberfläche des Tagesgespräches, ist nicht selten von der Ecke des nächsten Zaunes gepflückt, riecht leider oft bildlich nach der frischen Tinte des Autors und dem schlechten Kleister seines Buchbinders. Vor neuen Büchern ist ein großer Respekt nicht möglich; aber alte Bücher sind dafür desto unwiderstehlicher. Für den feinfühlenden Freund alter Literatur ist die behende Bücherlaus, wenn sie in pfeilgeschwindem Zickzack das Asyl zwischen Einband und Materie zu erreichen sucht, ein so vielversprechendes Geschöpf, wie die fleißige Biene, die um eine süße Lindenblüthe summt, nach welcher der Kräutersammler für die Apotheke seine Hand ausstreckt. Das Gehirn, dem diese Gedanken entsprossen, ist längst vertrocknet, die fleißigen Hände des Verfassers ruhen, seine Kritikaster sind schon verrottet und vergessen, nur Gedanken und Gefühle selber sind noch da. Von vergilbtem Papier, unverfälscht von dem Eigennutz des Tages, entkleidet aller eitlen Beziehungen, flüstert leise und treuherzig des Schriftstellers Stimme zu uns; die Vergangenheit hat ihr zermorschtes Banner über ihm geschwungen und seinen Namen ehrlich gemacht. Alten Menschen wird um ihrer hohen Jahre willen keine Hochachtung mehr bewiesen; ehren wir wenigstens diese anspruchslosen alten Bücher.

Es ist ein wahrhaft erhebendes Gefühl und beruhigt das Bangen vor den Gewaltstreichen der Tyrannen und Gedankenmörder, daß alle alten Bücher ihre Vorsichtsmaßregeln und Sperrbäume, schwarzen Pinselstriche und Folterbänke, Galgenpfähle und Scheiterhaufen, Bannbriefe und Ketten überleben, und zuletzt so unbefangen an die Oeffentlichkeit der Nachwelt treten, wie die tägliche Sonne an unseren Horizont. Wenn man in der behaglichen Stimmung eines von Tisch aufgestandenen Menschen durch die Straßen der Stadt spaziert, an einem der komisch ehrwürdigen Magazine vorüberkommt, wo vor Aller Augen auf irgend einem offenen Flur alte Bücher ausgeboten werden, und dann erwägt, wie viele Jahrhunderte dazu gehört haben, ehe die hier vorgetragenen menschlichen und wissenschaftlichen Wahrheiten über die Verfolgung der dunkelmännischen Bösewichter hinausgelangt sind, was für schändliche Nachstellungen, welchen offenen und geheimen Aerger, welche tödtliche Herzensangst, man ihren Verfassern bereitet hat, ohne irgend etwas Anderes erreicht zu haben, als daß die mit Gift und Stahl, Kerkernacht und Feuer verfolgten Gedanken der Schriftwerke jetzt für wenige Groschen von dem ersten besten Milchbarte gekauft und in seiner Bibliothek aufgestellt werden — man könnte den Feinden der irdischen Aufklärung eine Zähre des Mitleids weihen. Solche alte Schwarten predigen wie steinerne und metallene Monumente einen ewigen Frieden der Menschheit. Vor ihrem grauen Angesicht kommt das thörichte Gewirr der Leidenschaften zum Stillstande, die blutigsten Kämpfe versinken

in Vergessenheit und werden ein Gewühl elender Würmer, und über dem Nebel aus Staub und Moder erhebt sich wie ein reiner unnahbarer Stern der unermüdliche, unbesiegbare Geist.

So zahlreiche Freunde die alten Bücher aber auch haben mögen — nicht Jeder sieht sie mit gleich liebevollen Blicken an; ja es giebt nicht wenige, welche als Grund ihrer öffentlichen Schaustellung an Straßenecken, auf windigen Fluren, auf Flußquais und unter Bäumen, nur die Verachtung der Gegenwart angeben. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß diese ergrauten Ueberreste der Literatur von den oberflächlichen Menschen wenigstens mit einer unverkennbaren Gleichgültigkeit angesehen werden, und daß die Zahl ihrer zahlenden Verehrer so beschränkt ist, daß es den zeitigen Besitzern und Händlern im Ganzen schwer wird, für ihre Büchervorräthe anständige, folglich kostspieligere Aufbewahrungsorte zu miethen, weshalb unbedachtsame und hochfahrende Naturen über das gezwungene Vagabundenleben der alten Bücher boshafte und anzügliche Bemerkungen machen, statt sie zu bemitleiden. Führen sie doch, gleich den ascetischen Büßern der Inder, im Freien ein Leben der offenen Betrachtung für Jedermann, der unbegrenzten Beschaulichkeit, der Hingebung an den Weltgeist oder die Allseele!

Das Studium der alten Bücher drückt den Personen, die ihm obliegen, einen mit nichts zu verwechselnden Stempel auf. Sehr oft hat man schon in der Literatur mit dem glänzendsten Erfolge die Portraits von berühmten Bibliomanen und Alterthümlern angebracht. Aber auch

der Handel mit Schätzen dieser Art verleiht den Individuen ein besonderes Gepräge, dem man freilich eine mindere Beachtung geschenkt hat. Der eigentliche Antiquar, wie ihn wohl zuerst in einer Anwandlung allzu großer Hochachtung und wissenschaftlicher Scheu die kleineren Gymnasiasten genannt haben, lebt natürlich gemeinschaftlich mit seinen Büchern bald unter freiem Himmel, bald wie eine Wetterfahne oder eine Aeolsharfe, im Zugwinde eines Hausflures. Nicht durch Pappe und schweinsledernen Einband geschützt, muß er sorgfältige Vorkehrungen gegen die Unbill der Witterung treffen, und unter seinem großen Mantel oder Oberrock, einen Schafpelz, wie die Droschkenkutscher tragen. Oft stecken seine gefährdeten Füße nicht nur in Pelzstiefeln, sondern auch in einer Sorte gigantischer Pariser, wie sie von den Fabriken für Personen von einer hartnäckig öffentlichen Stellung angefertigt werden. Er trägt alte Mützen, die er mit einem Tuche um die mit Baumwolle gepanzerten Ohren festbindet, und sitzt zum Schutze der Beine in einem hölzernen, im Winter mit Stroh gefüllten Kübel, wie die redseligen Händlerinnen auf den Wochenmärkten. Die charakteristische Eigenschaft des Antiquars ist seine Schweigsamkeit. Was bei Horaz nur eine Prahlerei war, ist bei dem Antiquar bitterer Lebensernst; ihn den unerschütterlich Furchtlosen tragen wirklich die Trümmer eines gebrochenen Erdkreises. Unter den Träumen, Schatten und Gesichten der begrabenen Vergangenheit sitzt er mit gleichgültiger Miene, unbekümmert um gestern, unbekümmert um heute. Die Feldsteine, unter denen der Hirt schläft, beschäftigen

diesen nicht mehr, als anscheinend die Bücher, von deren Verkauf er leben soll, den Antiquar. Selten hat ein scharfsinniger Mann einen Blick in seine Schicksale gethan. Man weiß in den allerseltensten Fällen, wie ihm in jüngeren Jahren mitgespielt worden ist, aber es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß sein Rücken die Rolle eines bequemen Sattels gespielt hat. Er war stets Schulpferd der Niederträchtigkeit. Niemand liest aus heiler Haut nur alte Bücher, aber noch weit weniger handelt Jemand aus eigenem Antriebe, gleichsam aufgefordert durch eine Verlockung seiner Natur, mit alten Büchern. Wenn Einer sonst, sei es in seiner häuslichen Wirthschaft und mit der Frau Gemahlin, sei es mit den Herren Vorgesetzten und in seinem Geschäfte oder Handel, auf keinen grünen Zweig kommen konnte, verauctionirte er sein Inventarium zu einem Spottpreise, verkaufte Schwert, Helm und Harnisch an einen der Männer im Keller, die mit Nägeln, Lumpen und Knochen handeln, richtete sich in einer Höhle ein und wurde Eremit. Aus der Klasse solcher mißvergnügten, verunglückten, aber edlen Herzen gehen heute die Antiquare hervor. In Memoiren werden nur spärliche Einzelnheiten über diese merkwürdigen Männer mitgetheilt, aber immer sind sie wundersam lehrreich und werfen ein geheimnißvolles schreckliches Licht auf das Innere des männlichen Menschen. So wurde einer in der Blüthe seiner Jahre plötzlich Antiquar, weil während seiner häufigen Geschäftsreisen im Auslande die Gattin seiner Wahl mit polizeilicher Erlaubniß ein Etablissement errichtet hatte, dessen Tendenz heute freilich mit den augen-

blicklich geltenden Sittengesetzen im Widerspruch stehen würde. Der Mann kam zurück, gelangte mit vieler Mühe in sein eigenes Quartier, sah den schändlichen Mißbrauch seines ehrlichen Namens, wurde tiefsinnig, kaufte alle alten Conversationslexika des Viertels, miethete die Einfahrt im Hause eines Lohnfuhrherrn, und ließ sich dann erst, als jede Versöhnung unmöglich gemacht war, von seiner Gattin trennen. Die Beschimpfung und tödtliche Ehrenkränkung des Ehemannes galt damals noch für einen Scheidungsgrund.

Aber aus welchen Ursachen sich auch sonst die Schweigsamkeit der Antiquare entwickelt haben mag, sie erinnert stets an die der berühmten Schweigenden, welche uns die Geschichte aller Zeiten namhaft macht, ist aber von thatenloserer, friedfertigerer Art. Man kann den Mund, wie Tacitus halten und doch die Annalen der römischen Kaiser schreiben. Wer aber sieben Siegel auf den Mund drückt und Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges oder Becker und Rotteck verkauft, bedroht die Machthaber nicht mehr mit Schlaflosigkeit.

Dem Anschein nach hegen die Antiquare sogar eine heimliche Verachtung gegen alte Bücher. Namentlich wollen junge Leute, die ihnen solche zutragen, diese niederschlagende und der Bildung der Herren keine Ehre machende Thatsache beobachtet haben. Ihre Gebote pflegen nämlich immer so überaus gering zu sein und den Zorn anständiger junger Herren zu reizen, weil diese sich gewöhnlich in Person davon überzeugt haben, wie theuer ihre Eltern dieselben Bücher in den Sortimentsbuchhandlungen neu

gekauft haben. Besagte geringfügige Gebote müssen indessen bei der unbestrittenen Herzensgüte der Antiquare anderweitig erklärt werden. Entweder halten sie den Verkauf alter Bücher durch junge Leute für strafbar, und wollen durch die Gewährung des niedrigsten Preises das erstorbene Ehrgefühl der frühen und unberufenen Händler, mit rauher Hand, aber immer doch in menschenfreundlicher Tendenz wieder wecken, oder sie glauben, daß, wie sie selbst nur durch eine Verkettung trauriger Umstände in diesen schauerlichen Beruf verwickelt worden sind, auch die Bücherverkäufer mit den feinen Exemplaren nur durch die eiserne Nothwendigkeit zu ihnen getrieben werden und sich jeglichen Preis gefallen lassen müssen. Daher mögen sie sich wohl für rächende Werkzeuge der Nemesis halten und wie Attila und Napoleon denken, was jener recht deutlich durch das Epitheton „Geißel Gottel," dieser moderner und höflicher dadurch ausdrückte, daß er sich im Kreise seiner Vertrauten auf St. Helena eine „Anregung der Geschichte der neueren Völker" gewesen zu sein rühmte. In den Unterhandlungen mit dem Käufer hat der Antiquar von den aufgestellten Büchern eine entschieden vortheilhafte Meinung. Mit unergründlicher Berechnung weiß er bei allen, noch in der Gegenwart des Handels eine Rolle spielenden Büchern den Preis nach dem Cataloge des gewöhnlichen Geschäftes einzurichten und so viel als möglich annähernd zu steigern. Leichter kann man mit ihm im Kaufe ganz alter Bücher fertig werden. Selten besitzt er einige bibliographische Kenntnisse der wirklichen Alterthümler dieses Faches; gewöhnlich ist die Erfahrung

des Tages und die Gunst des Zufalls seine Lehrmeisterin gewesen. Die kostbaren Geheimnisse der seltenen Ausgaben und gelehrten Editoren, der Incunabeln und nur zu hundert gedruckten Werke, der alten Holzschnitte und Initialien, sind für ihn böhmische Wälder. Er ist im Stande, ein höchst curioses und werthvolles Opus dieser Art in den Schrank mit der Ueberschrift: Ein Sgr., zu stellen. Gute Ausgaben von classischen Autoren neuerer Philologen sind ihm aber schwerer, als eine in seinen Laden verirrte Aldina abzutreiben. Der Verkäufer glaubt meistens durch den Verrath des literarischen Werthes das Aufgebot zu steigern, erreicht aber nichts und verdirbt nur dem künftigen Käufer den Handel. Diese Schuljugend ist unverbesserlich!

Beobachtet man den Handel mit alten Büchern früh am Tage, so kann man den Antiquar in seinen schwachen Stunden, in den Liebhabereien seiner verborgenen Zärtlichkeit belauschen. Er hat geheime Lieblinge unter den Büchern, seltsame Käuze an Einband, Beschlag oder Papier, Werke, die ihn an Gott weiß was! aus der Jugend erinnern mögen. Morgens, ehe die Leser und Käufer in seinen Flur treten, zieht er die Theuren aus den Winkeln des Faches hervor, stäubt sie mit einem Federbüschel und einer Binsenbürste ab, schlägt sie zärtlich gegen einander, blättert darin und treibt allerlei Kurzweil, fast wie ein Mensch, der lesen will. Hat er die Lieblinge gereinigt, so wirft er einen großen, aber gleichgültigen Blick auf den sonstigen Wust an der Wand, steigt gelassen in seine Marktwanne, setzt die Brille auf, schlägt nicht einmal das

Auge nach dem Getümmel der Straße auf, und vertieft sich philosophisch in den Beobachter an der Spree.

„Wo kommen die alten Bücher aber her?" fragt man voller Verwunderung, wenn man die in allen Stadtgegenden aufgestellten Sammlungen aus dem vorigen und jetzigen Jahrhundert zählt. Die unter freiem Himmel verkauften alten Bücher sind, wie ihre Eigenthümer und Händler, in den meisten Fällen vom Schicksal verfolgte, schändlich zu Boden geschlagene und von der undankbaren Menschheit mißhandelte Drucksachen. Nur selten kommen Bücher aus anständigen Bibliotheken nach dem Tode ihrer Sammler und Herren auf die antiquarischen Tische in Hausfluren; fast immer werden sie gleich Sklaven einzeln auf den Markt gebracht und rücksichtslos verkauft. Es ist zuerst die Gymnasialjugend, welche wir als eine Fabrikantin von alten Büchern und als eine starke Stütze des gesammten Geschäftes mit selbigen, zu betrachten haben. Dem zarteren männlichen Lebensalter haftet eine Untugend an, welche freilich die Mitglieder des ehemaligen demokratischen Congresses in der Mohrenstraße eher für eine Tugend anzusehen geneigt sein möchten: der Mangel an Respect. Weder den jungen Thieren, noch den jugendlichen Menschen ist eine Eigenschaft angeboren, die im irdischen Leben und Verkehr ganz unentbehrlich, dennoch nur durch strenge und consequente Erziehungsmaßregeln in Hausthieren und Menschen hervorgerufen werden kann. Gewiß hatte jene Ultras vollkommen Recht, wenn sie den Respect als die Wurzel aller Staats-, Wissenschafts-, Religions- und Gesellschaftsübel, wie sie die bestehenden

Institutionen zu nennen beliebten, bezeichneten. Um bei dem wünschenswerthen Respect vor Büchern zu bleiben, so pflegt derselbe bis Obertertia im Menschen sehr schwach entwickelt zu sein. Das gedruckte Buch wird von der Mehrzahl der Jugend nur als ein höchst lästiges Ungeziefer zur Verbitterung des frischen und fröhlichen Daseins angesehen. In den ersten mythischen Zeiten der Naivetät der Anschauung äußert sich diese Abneigung durch Fabrikation von Eselsohren, Tintenklecksen, Conterfeien alter Helden im modernen Schulgeschmack und ausgerissenen Blättern. Allmählich berichtigt die Erfahrung die unbeholfenen Ansichten. Der talentvolle und sich heranbildende Knabe lernt einsehen, daß er sich, wenn auch nicht an seinem Feinde rächen, doch durch den Verkauf desselben irgend eine das Gemüth versöhnende Erheiterung bereiten kann. Mit der Ruhe eines guten Gewissens scheidet er von seinen Büchern die werthvolleren aus und trägt sie zum Antiquar, um für den geringen Erlös Kaninchen, Tauben, Singvögel und andere nützliche Hausthiere zu erwerben, welche nach den Anstrengungen der Studien jungen und kräftigen Seelen durch ihren Umgang eine wünschenswerthe geistige Erholung gewähren.

Auf diese Weise wird das Geschäft mit Lexicis, Grammatiken, leichten Classikern, Anthologien, Geschichts- und Geographiebüchern so reichlich ausgestattet, wie sonst der Bazar von Constantinopel durch die Väter und Brüder, welche die Blüthe Tscherkessiens verkauften, mit zarten Schönen. Die Gymnasialbehörden haben zwar so gut als die humanen europäischen Mächte seit der Belagerung

von Sebastopol, gegen diesen unmoralischen Handel Protest eingelegt, allein wo dringende Bedürfnisse in der menschlichen Natur bestehen, werden die Vorschriften der Gesetzgeber stets umgangen werden. Nach wie vor besteht an den Meeresküsten der Schmuggel mit Thee, Kaffee, Zucker und Spirituosen, nach wie vor schleichen die Pascher durch die verborgenen Schluchten aller Grenzalpen, nach wie vor wird der deutsche naturwüchsige Knabe, wenn das Verlangen nach einer Amsel, einem Staar, einem Meerschweinchen, sein Herz schwellt, den Zumpt, Buttmann, Schneider und Rost zu einem Biedermanne von Antiquar tragen.

Aber auch das reifere Jugendalter ist nicht ganz frei von dem Vorwurfe, das Reich der alten Bücher zu vermehren. Sobald der Jüngling sein Abiturienten-Zeugniß in der Tasche hat, pflegt er sich, es sei denn, er trage einen starken theologischen oder philologischen Erzgang in der Seele, der alten Quälgeister zu entledigen, und in dem süßen Wahne, sie für immer los zu sein, alle Compagnons der Firma des Alterthumes wie Ballast über Bord zu werfen. Sind die Erinnerungen an manche schlaflose Nacht aber wirklich diesem gefährlichen Moment entgangen, so drohen ihnen später dennoch die verschiedenartigsten Gefahren. Der Studiosus, Candidat, Auscultator und Doctorande von nicht zu strengen Sitten, sieht seinen Büchervorrath weniger für ein eisernes Capital, als für einen leicht beweglichen Nothgroschen an und entäußert sich, um Spielschulden zu decken, Eßmarken zu kaufen, neue Klingen in Rappiere zu setzen oder unter

ungewöhnlich schlimmen Umständen die Miethe zu bezahlen, ohne schwere Bedenken der gedruckten Gelehrsamkeit. Wie Viele können ihre ritterliche Rechte erheben und beschwören, alle ihre Bücher aus der Schul- und Studienzeit in die praktische Thätigkeit des Amts herübergebracht zu haben?

Das Aeußere solcher alten Bücher legt Zeugniß ab für ihr wechselreiches Wanderleben. Da ist nichts von der gemessenen Haltung mittelalterlichen Schweineleders, nichts von der mürrisch vornehmen Corpulenz dicker brauner Folianten mit blanken Schlössern; sie gleichen nur armen Spittelleuten und reducirten Hospitaliten. Ihre Garderobe besteht in abgeschabten und abgestoßenen Pappdeckeln, und das Hemde, d. h. das Titelblatt, fehlt meistens oder ist zerrissen, um den Namen des ehemaligen Besitzers für immer mit Nacht und Grauen zu bedecken. Oft hat er aber dafür einen Schatz von sinnreichen, wenn gleich nicht immer ganz auf die Sachen eingehenden Randglossen, auf den beiden Flächen des Deckels niedergelegt. Auch erfreuen das Auge des älteren Kunstkenners häufig phantastische Portraits von besonders lästigen classischen Berühmtheiten, wie Cicero, Atticus, dem kleinen Döring, Lünemann, Datames, Hannibal, Tacitus, Sallust und anderen durch ihre philologischen Prätensionen unbequemen Gentlemen der Vergangenheit. Hier spielt der wackere Cimon am Rande seiner Biographie im Nepos das Violoncello, dort stellt in einem Ovid eine Illustration den Ordinarius von Tertia dar, den der Zeichner aus Rache eben in ein Thier verwandelt werden läßt, das die Achtung vor unsern alten Freunden im Lehrerstande uns zu

nennen verbietet. Für den Liebhaber gnomischer Schul-jugendpoesie sind alte Bücher eine unerschöpfliche Fund-grube.

Von den Mittagsstunden an pflegen sich die Käufer auf den Hausfluren der Antiquare einzustellen. Wenn man Jahre lang Personen beobachtet hat, die unter freiem Himmel oder in der Zugluft eines offenen Hauses stehend, alte Bücher zu lesen pflegen, ist es leicht, dergleichen öffentliche philosophische Charaktere auch in dem größten Menschengewühl herauszufinden. Nur selten tragen sie gute Röcke und Hüte, nebst einer feinen und sauberen Wäsche; besagte Momente der modernen Ausstattung des äußeren Menschen befinden sich vielmehr meistens in einem Uebergangsstadium zum Verfall und Untergange. Die Garderobe ist kurz gesagt immer etwas antiquarisch, wenn auch in den verschiedenartigsten Nüancen der Auflösung. Sie haben etwas in sich Gekehrtes, und sehen aus, als ob sie nach Innen blickten und aufmerksam etwas Aufge-klapptes, aber Kleingedrucktes mit Noten und Citaten durchläsen. Nebenbei scheinen sie zerstreut zu sein und die vorübergehenden Menschen kaum zu beachten. Nur wenn ihnen ein Blatt Geschriebenes oder Gedrucktes begegnet, nimmt das Gesicht einen bestimmten und gespannten Aus-druck an, sie bleiben stehen und lesen im tiefsten Ernste, selbst wenn das wichtige Papier nur zur Unterlage für einen Seefisch, einen holländischen Käse oder einen Korb mit Teltower Rübchen diente. Ein gewissenhafter Kenner von alten Büchern kann nie wissen, ob nicht auf schmach-vollen Schicksalswegen irgend ein werthvolles Werk der

Vergangenheit so tief zu sinken vermag. Er ist unausgesetzt auf wichtige Entdeckungen gefaßt, erblickt er aber von Weitem ein Paar Fächer abgenutzter Bücher, ein morsches graues Regal und einen beschaulichen Greis, so steigt der ganze Himmel zu ihm nieder. In einer träumerischen Stimmung tritt er heran und mustert die aufgestellten Werke. Nur noch gestern hat er das Nämliche gethan, allein jeder Tag kann Ueberraschungen bringen, und der verschlossene Antiquar ist nicht der Mann der vertraulichen Mittheilungen. In diesem Geschäft giebt es keine geldgierigen Reclamen; der Käufer muß die Waare mit vielen Anstrengungen erforschen, und die Stellung zwischen ihm und dem Antiquar bleibt ewig eine höchst reservirte und diplomatische. Selbst wenn sie einander im Geheimen lieben, kommt keiner dem anderen entgegen. Passen diese Verse überhaupt auf Jemanden, so können die bezeichneten beiden Parteien auf die Worte Heine's: „Sie waren längst gestorben und wußten es selber kaum!" Anspruch erheben.

Der Leser tritt heran und zieht ein Buch nach dem anderen hervor, er prüft die Titel und Jahreszahlen, den Druck und das Papier, den Einband und die etwa vorhandenen Kupferplatten, allein er ist jetzt weder in der Stimmung zu lesen, noch zu kaufen. Endlich stößt er auf ein wunderliches Werk von seltsamem Inhalte, wie ihn nur unsere Altvorderen im deutschen Kaiserreiche zu bearbeiten verstanden. Er schlägt das Titelblatt auf und starrt hinein, er beginnt zu lesen und fühlt sich unwiderstehlich gefesselt. Anfangs bleibt er vor dem Bücherfache

stehen, allein bald tritt er einige Schritte zurück, um anderen Lesern Raum zu gönnen, und lehnt sich mit dem Rücken an die Wand des Hausflures. Der Antiquar faßt ihn prüfend in's Auge und überzeugt sich mit stiller Zufriedenheit, daß der Fisch angebissen habe. Der Leser verweilt an die Wand gelehnt, und versinkt immer tiefer in das Buch. Die Tochter des Antiquars bringt ihrem Vater das Mittagsessen, ohne daß die Lectüre gestört gestört wird, der Leser hört das Klappern von Löffel, Messer und Gabel, er riecht den einladenden Duft der Speisen, ohne das Auge aufzuschlagen. Die Wache zieht mit Janitscharenmusik vorüber, ein Herr kommt mit zwei bellenden Spitzen, und Spitze sind Meister ersten Ranges im Bellen, aus dem Hause, und tritt dem Leser ein wenig auf die Elsteraugen, der Tischler und seine Burschen bringen einen Kleiderschrank, und drücken, während sie den Flur passiren, den Leser mit seinem Buche fast platt, ein längeres Regenwetter vereinsamt die lebhafte Straße; der Leser hört und sieht nichts, empfindet nicht Hunger und Durst, leidet nicht unter Nässe und Kälte, nicht von Blechmusik, Trommeln und gequetschten Rippen. Allmälig nimmt der Tag ab, und er muß näher an die Thür treten. Diese Störung benutzt der Antiquar, um mit ihm ein Gespräch über das Buch anzuknüpfen. Aus der Unterhaltung wird eine Unterhandlung, und am Ende zieht der Leser seine lederne abgetragene Börse und ersteht das anziehende Werk aus dem vorigen Jahrhundert, denn das laufende Säculum übt einen weit geringeren Einfluß auf solche Fanatiker aus. Schon sind die Flammen in

den Gaslaternen angezündet, der Antiquar packt seine Bücher in die große Kiste, und der glückliche Käufer trägt seine neue Erwerbung in den seligsten Gefühlen unter dem Arme nach Hause. Vorher aber sorgt er durch den Ankauf einiger Zwiebacke in dem Bäckerladen für sein sterblich Theil, da die buchhändlerischen Kosten den Genuß einer reichlicheren Mahlzeit nicht gestatten.

Diese Species besteht aus alten armen Privatgelehrten, ergrauten Candidaten der Theologie und Philologie, oder resignirten Philosophen. Unter Letzteren giebt es einige Sonderlinge, die ganz nach antiker Weise ihre Studien in frischer Luft machen, niemals den Antiquaren etwas abkaufen, sondern nur von der Eröffnung bis zum Schlusse des Geschäftes am Abend zum Zeitvertreib in alten Büchern lesen. Neben der Universität unter einem alten Baume steht seit vielen Jahren ein Tisch, an dem zahlreiche Generationen von Studiosen vorübergegangen sind. Er ist mit allerlei akademisch anziehenden Büchern bedeckt, und gehört unter die den Musen geweihten Heiligthümer. Der Student, der zwischen zwei Collegien eine Stunde frei hat, füllt hier die Zeit bei der Musik der nahen Wachtparade mit flüchtiger Durchblätterung des literarischen Vorrathes aus, allein der ernste Philosoph steht den ganzen Tag über im Schatten des Baumes vertieft in die freie Gelehrsamkeit. Seine Gesichtsfarbe ist von dem fortwährenden Genuß der frischen Luft lebhaft und gebräunt; wenn die Polizei die Herbeischaffung einer Tonne gestattete, würde er gewiß die Rolle eines Diogenes in Berlin übernehmen und vielleicht auf einen neuen Alexander

warten, vielleicht auch inzwischen sich begnügen, gelegentlich dem vorübergehenden Verfasser der Alexandrea eine beachtenswerthe Wahrheit zu sagen.

Nach diesen Skizzen scheint es, als ob die Gattung der alten Bücher nur ein Proletariat mit allen seinen tragischen Seiten sei; allein es giebt auch eine besondere Aristokratie derselben. Hie und da haben die Nobili des antiquarischen Buchhandels große Magazine errichtet, die sich in nichts von der stattlichen Einrichtung der Geschäfte mit neuen Werken unterscheiden. In der That weichen sie von diesen auch nur darin ab, daß alle ihre Artikel, gleich den abgelegten Kleidern vornehmer Stutzer, nur ein wenig getragen, sonst aber wirklich durchaus wohl erhalten sind. Der eigentliche Buchhandel ist auf diese antiquarischen Niederlagen nicht gut zu sprechen, weil ihrem niedrigeren Preiscourant keine literarische Berühmtheit, ja keine Unsterblichkeit der Classicität heilig ist. Aber der gesammte schöngeistige Dilettantismus versorgt seine Bibliotheken aus den billigen Vorräthen der aristokratischen Antiquare, und man wird kaum einen schöngebundenen Goethe, Schiller und Lessing kleinen Formates finden, der nicht gleich als „altes Buch" geboren und demgemäß verkauft worden wäre.

XII.

Die Schachspieler.

Mit dem guten Rufe der Menschheit muß es wirklich recht herzlich schlecht stehen, wenn ein so friedliebender und milder alter Herr, wie der große Alexander v. Humboldt, sie an einer Stelle seiner Reisebeschreibungen „ein nie versöhntes Geschlecht“ nennt. Allerdings läßt sich gegen diese Behauptung nur wenig einwenden, und die Gesetzgeber der Staaten sind zufrieden, wenn sie durch ihre in blutigem Schweiße zusammengearbeiteten Paragraphen diese unermüdlichen Schaaren von erbitterten Kämpfern theils auseinander, theils in heilsamer Furcht erhalten. Eine äußerst merkwürdige Unterabtheilung des nie versöhnten Geschlechts bilden jene seltsamen, zugleich überaus friedfertigen und doch über alle Maßen kampfesmuthigen Menschen, welche an stillen und abgelegenen Orten paarweise vor einem Brette sitzend und in die Stellungen von zwei und dreißig Figuren vertieft, gesehen werden.

Gewöhnlich sind sie über die bergauf gerichtete Seite des irdischen Daseins, welche der Mensch nach der bekannten Definition des genialen Eulenspiegel lachend ersteigt, schon hinaus, und schreiten betrübt bergab, denn die Beschaulichkeit der Stimmung, deren Vorwalten bei diesem, von den schweigsamen Orientalen erfundenen Gedankenspiele unentbehrlich ist, entwickelt sich nur ausnahms-

weise in den Jahren der vollen Körperkraft. Ein für sie passender Aufenthalt darf überhaupt nur von älteren und ruhigeren Weltbürgern besucht, und von allen beweglicheren Elementen des Verkehrs und Umganges gemieden sein. Nach stillen Höfen hinausgelegene Säle, schattige und einsame Gärten, wenig besuchte Treibhäuser, sind die liebsten Versammlungspunkte dieser eigenthümlichen Anachoreten. In ihrem Wesen spiegelt sich eine ernste mönchische Gemessenheit, aber es steckt eine durchaus kriegerische Gesinnung dahinter. Die Schachspieler sehen nämlich ihre Unterhaltung für eine Art unaufhörlicher geistiger Waffenübung an, die sie gleich den Jünglingen des alten Hellas untereinander anstellen, und eine Menge ihrer Schriftsteller hat das Schach in Prosa und in Versen, dem Streite der Helden im Blachfelde gleich, mit Witz und großer Ausführlichkeit besungen. Die Außenwelt (das ganze innere Leben eines ächten Schachspielers wird von seinen verwickelten Combinationen erfüllt) sieht diese kampffertigen, und doch seltsam in sich gekehrten Menschen ohne Haß und ohne Zuneigung an. Sie duldet die Schachspieler als unschädliche und harmlose Mitglieder der Gesellschaft, allein da sie keinen Begriff von dem hohen Werthe hat, den jene auf ihr Wissen und Können legen, erscheinen ihr die feierlichen und dem alltäglichen Gespräch abgewandten Leute ein wenig lächerlich. Die Schachspieler haben eine geheime Ahnung davon und wenn sie auch das Urtheil der Uneingeweihten verachten, so schließen sie sich doch instinctiv näher aneinander und bilden sehr bald Gesellschaften und Clubs. Wie die Frei-

maurer sich zur Verbreitung eines volksthümlichen Deismus und aller daraus hervorgehenden menschenfreundlichen Bestrebungen in geschlossenen Räumen zusammenthun, und neue Mitglieder nur nach sorgfältigen und gewissenhaften Prüfungen in ihren Bund aufnehmen, so gestatten die Schachspieler dem Fremden die Mitgliedschaft auch erst, nachdem er mehrfache Proben seines aufrichtigen Antheiles am Spiele und einer zu ferneren Hoffnungen berechtigenden Fertigkeit abgelegt hat. Die verschiedenen symbolischeu Grade von Lehrlingen, Gesellen und Meistern finden sich nicht in der Freimauerei allein; sie sind längst, und wahrscheinlich viel früher, als in den Logen des philosophischen Bundes, schon in den Gesellschaften der Schachspieler vorhanden gewesen. Der weltliche Rang der Mitglieder von Schachvereinen wird nicht sonderlich berücksichtigt; während der Stunden der Schachkämpfe bestimmen nur der Geist und die Uebung den Grad der Achtung und Verehrung, welchen die Fechter auf dem in vier und sechzig Felder getheilten Schachbrette, bei ihren Gefährten genießen. Die Lehrlinge, und wären sie Excellenzen und Generäle, erfreuen sich nur eines geringen Ansehens. Man gewährt ihnen artig die gebührende Titulatur, aber man beschäftigt sich nicht aufmerksamer mit ihnen. Sie müssen nothgedrungen an abgelegenen Tischen Platz nehmen, und sich begnügen, die ihnen unentbehrliche Partie mit irgend einem Manne aus einer weit niedrigeren Kaste zu spielen. Selbst wenn die Lehrlinge von sehr hohem Alter und im Besitze der vornehmsten Orden sind, beachtet sie die versammelte Loge der Schachspieler nicht

sonderlich, wenn sie Theorie und Praxis schlecht verstehen, und solche alte Kaziken ziehen es daher nicht selten vor, auf das Spiel ganz zu verzichten und der Gesellschaft nur als eine Klasse von schweigenden Brüdern anzugehören. In dieser würdigeren Form kommt ihr weltlicher Rang seltsamer Weise zur Geltung; die Schachspieler betrachten solche feierlich stummen Zuschauer weniger als Mitglieder, denn als vornehme Gäste, und erfreuen sie durch zahlreiche Beweise von Achtung, während über sie als ausübende Spieler oft hinter ihrem Rücken die Schaale des bittersten Spottes ausgegossen wird.

Schon höher stehen die Gesellen. Die Mehrzahl bildend geben sie den Ton in der Genossenschaft an und üben sich eifrig im Spiele. Unter ihnen zeigen sich die meisten Eigenthümlichkeiten, die seltsamsten Unarten, die wunderlichsten Auswüchse, welche das originelle Spiel in einer menschlichen Natur zu erzeugen vermag. Unter den Gesellen leben die alten Herren, die nach einer am Abend des vorhergehenden Tages unentschieden gebliebenen Partei, sich schlaflos im Bett wälzen, darüber rastlos nachsinnen und endlich beim Morgengrauen aufstehen, eine Viertelmeile weit nach der Wohnung des Gegners gehen, diesen zum Entsetzen der gesammten Nachbarschaft herauspochen, und ihm, wenn er endlich erschrocken am Fenster erscheint, mittheilen, daß sie die Partie hätten gewinnen müssen, wäre ihnen nicht im 41. Zuge ein Tempo mit dem Läufer entgangen. Ferner giebt es darunter die Schachtyrannen und Zauberer, den Schrecken der jüngeren Lehrlinge, weil sie durch magische Künste diese an ihr

Brett fesseln und sie fast noch mehr, als durch ihr starkes, aber unangenehmes Spiel, durch beleidigende Redensarten quälen. Auch an den Schachnarren und Prahlern ist unter ihnen kein Mangel, z. B. an jenen stillen Wahnwitzigen, die sich für unüberwindlich halten und nie durch eigene Fehler, sondern stets durch ungünstige Nebenumstände und eintretende Unpäßlichkeit geschlagen werden. Die Gesellen im Schach pflegen sich ausnahmsweise auch Bemerkungen bei den von Anderen gespielten Partieen zu erlauben, nehmen es aber nicht übel, wenn sie höhnisch zurecht und zur Ruhe verwiesen werden.

Sobald ein Meister den Versammlungssaal betritt, kommen dergleichen Unschicklichkeiten nicht mehr vor. Seine Gegenwart legt den Anwesenden Fesseln an und sofort unterwerfen sie sich den Gesetzen, welche von den Clubs aller Länder befolgt werden, so groß auch die Abweichungen in manchen kleinen Nebensachen sein mögen. Der Meister, als wahrer Schachbrahmine, ist unter den geringeren Anhängern der Schachdoctrin einer strengen und schwierigen Lebensweise unterworfen, wenn er seine hohe Stellung auf die Länge behaupten will. Er muß den Ruf seines tiefsinnigen Spieles durch heiße Kämpfe mit anderen Meistern oder starken Gästen des Auslandes, welche von Zeit zu Zeit den Club besuchen, aufrecht erhalten und sich nie die geringste Blöße geben. Fragen ihn wißbegierige Gesellen um Rath, so hat er ihn aus dem Schatze seiner Büchergelehrsamkeit und Erfahrung in der Praxis zu ertheilen; die Streitigkeiten, bei denen man ihn zum Schiedsrichter ernennt, hat er mit etwas mehr Weis-

heit, als König Salomo oder die Khalifen von Bagdad, zu beschwichtigen und entscheiden. Seine Haltung ist aus diesen Gründen immer ernst und wohl überwacht. Bei der hohen Wichtigkeit jedes seiner Worte, zählt er sie fast, wie die Orakel, nach den Sylben ab und vergeudet nicht einen Hauch. Die Partien der Meister sind immer langwierig und selbst für Gesellen schwer verständlich. Sie werden deshalb von einem ihrer gutwilligen Zuschauer genau nachgeschrieben, in den Schachzeitungen als Muster, oder doch lehrreiche Exempel abgedruckt und mit Erläuterungen versehen. Nur ein Meister unter den Umstehenden darf die Schachgesetze verletzen und sich eine Bemerkung erlauben, dem Gesellen oder gar dem dreisten Lehrling würde eine derartige Keckheit sehr schlecht bekommen. Man demüthigt ihn auf der Stelle etwa durch eine ironische Frage aus einer alten Schachanekdote: „Spielt man so fein bei Ihnen in Venedig?“ und er verstummt! — Die hervorragenden Meister, gleichsam die schottischen Großmeister des Schach, treten gelegentlich Reisen in fremde Länder an, kämpfen in Schachturnieren und gewinnen Summen und Ehrenzeichen von Silber und Gold. Dann werden sie in ihrer Heimath beinahe wie höhere Wesen, wenigstens doch wie mächtige gekrönte Häupter angesehen. Die des Verses kundigen Mitglieder besingen sie in begeisterten Lobgedichten, der Hauptclub und die Clubs der kleineren nahe gelegenen Städte veranstalten Festmahle und Ehrengelage, auswärtige Enthusiasten werfen sich ihnen brieflich zu Füßen und die Zahl der ihnen gewidmeten Probleme ist Legion. Aber es giebt

verhältnißmäßig der Meister nur wenige und man darf die Schachspieler nicht nach den hervorragenden Eigenschaften derselben beurtheilen. Im Ganzen sind sie in ihrer Art nicht besser, als andere Söhne sterblicher Mütter.

Mit Rücksicht auf ihre Gewohnheiten und Sitten betrachtet, sind die Schachspieler immer genügsame und mäßige Leute. Gewinnsüchtige Wirthe nehmen ihren Club deshalb für die Wintermonate nicht gern auf und verweigern ihnen meistens einen größeren geschlossenen Raum, da sie weniger verzehren, als die gewöhnlichen Menschen, vermöge ihrer Versessenheit weit frostiger sind, und größere Ansprüche an Heizung machen. In bedeutenden Städten, wo die Wirthe nicht danach fragen, wenn sie einige Dutzend Personen mehr erzürnen, werden die Schachspieler nicht besser behandelt, als die freien Gemeinden in manchen sehr loyalen Bezirken. Entweder nimmt man sie gar nicht auf, oder man schickt sie bei der leisesten Differenz der Ansichten gleich wieder fort. Aeltere Wirthe haben dagegen die Schachspieler gern, denn sie vertragen viele Rücksichtslosigkeiten und trinken stillschweigend einen Kaffee, den jeder Mensch, der seine fünf Sinne in den eigenen Angelegenheiten beisammen hat, zur Wiedertaufe des Wirthes benutzen würde.

Am Jahrestage des Stiftungsfestes ihrer Gesellschaften versammeln sie sich zu einem Festmahle, das andere Menschen für ein Trauermahl zur Erinnerung an Verstorbene halten würden. Sie singen nicht, sie trinken wenig und der Wirth giebt ihnen aus Vorsicht auch nur wenige Gerichte. Vor 11 Uhr schleichen sie auseinander.

Als gelassene, unter dem Pantoffel stehende Herren lassen die Frauen sie gewähren, aber im Ganzen wird ihr ungeselliges und grabartiges Spiel von diesen verabscheut. Nur sehr selten nehmen Damen daran Theil und niemals bringen sie es zu einer höheren Fertigkeit.

Aeltere Schachspieler erkennt man an ihrem langsamen, etwas pathetischen Gange. Halten sie Hunde, so wandern diese tiefsinnig hinter ihren Herren und antworten nicht auf die Zutraulichkeiten der vorüberlaufenden, der Feinheiten des Spieles unkundigen Köter. Der Hund des Schachspielers eignet sich den combinatorischen Geist seines Herrn an, liegt ruhig unter seinem Stuhle, wird allmählich sehr fett und bellt nicht mehr. Er lernt die anderen Mitglieder des Clubs kennen und achten, ist bei ihnen beliebt und Gegenstand der wenigen Scherze, die vorzukommen pflegen. Gegen die öffentliche Musik sind alle Schachspieler sehr eingenommen, namentlich gegen Künstler. Sie lassen sich in der Erbitterung sogar zu Thätlichkeiten gegen diese hinreißen, ohne später Reue zu empfinden. Von den Künsten lieben sie die Poesie und verfertigen außer ernsten Gedichten auch scherzhafte Parodien klassischer Dichterstellen, in denen Anspielungen auf das Schach angebracht werden können. Einige von ihnen sammeln kostspielige Bibliotheken von seltenen Schachwerken, andere die Probleme aller Nationen und Schachspiele, die sich im Besitz berühmter Männer befunden haben. Die nothwendige Vereinzelung der Individuen dieses wahrhaft nie versöhnlichen Geschlechtes zeigt sich bei dem Todesfalle eines Mitgliedes, das die Anderen fast ein Menschenalter

lang gekannt haben. Menschen und elfenbeinerne Figuren, todt und schachmatt — in ihren Augen hören die Unterschiede auf. Der Schachspieler liest zufällig das Ableben eines alten Gegners kopfschüttelnd in der Zeitung, es fällt ihm nicht ein, bei seinem Leichenbegängnisse zu erscheinen, er fragt nur, ob man nicht wisse, woran der Mann, den er nur am Brette gekannt hat und der jetzt auf dem Brette liegt, gestorben sei, ruft nach Kaffee und Fidibus, zündet die Cigarre an und fragt den Gegenübersitzenden, ob ihm eine Partie gefällig sei? Die Schachspieler sind hart und verschlossen, wie alte Soldaten!

XIII.

Der Reisegesellschafter.

Mein ehemaliger College an einer jener Zeitungen der Mitte unseres Jahrhunderts, die wie Salomo's Lilien im Felde nicht säen und nicht ernten, und doch in Herrlichkeit prangen, die also nur mit der Zubuße einer reichen Partei ihr papierenes Dasein fristen, war in Folge furchtbarer Anstrengungen krank geworden. Jeder der zur Consultation gezogenen Aerzte gab dem Leiden einen andern Namen, bezeichnete eine andere Ursache und verschrieb ein anderes Mittel, und doch war die Sachlage des Uebels unendlich einfach; mein College war von dem

schleichenden Redactionsfieber befallen, einer Krankheit, von der die gelehrten Herren Doctoren so wenig gehört hatten, wie von der Communal-Lehrer-Abzehrung, der Subalternbeamtenschwindsucht und ähnlichen Klassen- und Ständeseuchen. Es war ihm als eine Prüfung des Himmels auferlegt, behufs Anfertigung des deutschen Artikels täglich zwanzig bis dreißig Zeitungen durchzulesen, die abweichenden Hauptstellen kritisch zu vergleichen, auf Verordnung des Chef-Redacteurs, der als ein ehrgeiziger Mann dem damaligen Ministerium aus der Hand fraß, eine tendenziöse Correspondenz von dem Ufer irgend eines kleinen Nebenflusses zu erdichten, Nachmittags für die nächste Morgenausgabe aber die Lokalnachrichten sorgfältig durchzusichten und zu stylisiren. Wer nicht eine herkulische Constitution besitzt, oder vermöge eines inneren philosophischen Prozesses mit dem Leben vollständig abgeschlossen hat, verfällt früher oder später dem schleichenden Redactionsfieber. Zuerst zeigt sich als ein geistiger Uebelstand eine beängstigende Abtakelung des Gedächtnisses. Der Kranke kann sich auf einen Namen, eine Zahl oder Nachricht, die er vor fünf Minuten gelesen oder gehört, schlechterdings nicht besinnen und verfällt in eine tödtliche Herzensangst. Bei der Lectüre tanzen alle Buchstaben durcheinander, das Haupt wird dem Leidenden bleischwer, und er mag nichts mehr von Essen und Trinken hören. Während dieser Phase wird seine Gesichtsfarbe bleich, sein Auge trübe und der Gang langsam und gebrochen. Er wacht die halbe Nacht über und wird durch Erscheinungen von schrecklichen Artikeln, herzkränkenden Druckfehlern und

groben Berichtigungen beleidigter Behörden geängstigt. Endlich vermag er die aufreibende und geisttödtende Arbeit nicht mehr zu verrichten, er liegt leichenartig auf dem Sopha, fristet sein Dasein mit Baldrianthee, und erwartet die Stunde seiner Auflösung mit vollkommener Ruhe, wenn nicht gar mit leidenschaftlicher Sehnsucht. Ich habe mir erlaubt, das schleichende Redactionsfieber so ausführlich zu beschreiben, weil mir daran lag, der folgenden Ereignisse wegen, den Zustand meines armen Collegen in seiner ganzen Hülfsbedürftigkeit darzustellen. Als es so weit mit ihm gekommen war, gewährte ihm die Redaction einen sechswöchentlichen Urlaub und er verabschiedete sich von uns, um nach der Verordnung eines letztgefragten jungen Arztes, der für das Blatt gelegentlich elegante Artikel über Diätetik schrieb, also einen Blick in das Zeitungswesen und seine Einflüsse auf den menschlichen Organismus gethan hatte, nach dem Wildbade Kreuth zu reisen und in der dortigen herrlichen Alpenluft, mit Molken und Kräutersaft, die Nerven seines Unterleibes von politischen Artikeln und deren fortwährender Desaveu's zu befreien und zu stärken.

Der beklagenswerthe College war aber, vornehmlich in Folge von „Schleswig-Holstein meerumschlungen", durch das schleichende Redactionsfieber schon so leidend und schwach geworden, daß er Bedenken trug, die Reise allein zu unternehmen. Wir alle redeten ihm zu, einen anständigen und soliden jungen Mann mitzunehmen und freizuhalten. Zwar wußten wir selber ihm kein passendes Individuum vorzuschlagen, allein wir glaubten, daß sich doch

mehr als ein verständiger Jüngling finden lassen müsse, der für den kostenfreien Genuß einer großartigen Natur und den Besuch mehrerer berühmten Städte auf der Durchreise, einem Leidenden alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen würde. Leider hatten wir uns geirrt; es herrschte augenblicklich ein empfindlicher Mangel an reisefähigen Naturfreunden und Städteliebhabern. Fast alle aufgeforderten jungen Leute waren angeblich durch die Verhältnisse gebunden, und erst in der zwölften Stunde gelang es dem Collegen durch Vermittlung eines Theater-Agenten, wie man bemerken wird, einer nicht dazu geeigneten Person, einen krankenpflegenden Reisegesellschafter zu finden. Der empfohlene Jüngling litt so schwer an Wechseln, daß ihm momentan ein zeitweiliger Wechsel des Ortes sehr heilsam zu sein schien und er einwilligte, sich anzuschließen. Ich mochte den schwachen Collegen, als er mir seine Reiseerwerbung mittheilte, nicht aufregen, allein der Jüngling, ein Bastard von Landschaftsmaler und Possendichter, flößte mir als Reisegesellschafter kein Zutrauen ein. Um wenigstens bis zum letzten Augenblicke auf Ordnung zu sehen, nahm ich mir vor, den Collegen nach dem Bahnhofe zu begleiten, und begab mich etwa anderthalb Stunden vor dem Abgange des Zuges in seine Wohnung.

Ich fand ihn in einer grenzenlosen Unruhe, seine Wangen glühten fieberhaft und die Hände zitterten; er hatte mit dem Aufwande des Restes seiner Kräfte die Koffer gepackt, und kniete vor dem zweiten und größten, außer Stande, den Schlußriemen zuzuschnallen. Sogleich

half ich ihm auf die Füße und schloß selber dem widerspenstigen Koffer den Mund. „Ich kann nicht begreifen," sagte der College, „wo mein Reisegesellschafter bleibt!"

„Haben Sie ihm denn nicht genau die Stunde angegeben?"

„Ja wohl, es war abgemacht worden, daß er schon um zwei Uhr zu mir kommen und beim Packen der Koffer behülflich sein sollte."

„Unbegreiflich, doch will ich bei Ihnen bleiben, wenn Sie nichts dawider haben."

Der College hatte in der That nichts dawider und wir warteten so geduldig, als die vorrückenden Stunden es gestatteten. Endlich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir den Zug versäumen würden, wenn wir uns noch länger aufhielten, und er entschloß sich endlich nach einer lebhaften Debatte, ohne den Reisegesellschafter nach dem Bahnhofe zu fahren. Nachdem ich ihm behülflich gewesen war, das Billet zu kaufen, brachte ich ihn in den Wartesaal der zweiten Klasse und besorgte seine Koffer in die Packkammer. Der unglückliche Mensch saß wie auf Kohlen und wartete in wahnsinnigem Schmerze auf den Reisegesellschafter. Schon wurden die Glasthüren des Perrons geöffnet und ich führte den Kranken so schnell als möglich nach dem nächsten Waggon, um ihm einen bequemen Eckplatz auf der Rückseite zu sichern, als der Erwartete athemlos herbeirannte und rasch das Geld für das Billet verlangte. Der College griff vor Aufregung bebend in die Tasche, und der pünktliche Genosse und Krankenpfleger stürzte wie ein Sturmwind an das Billetbureau; ich aber

geleitete den Kranken weislich in ein Damencoupé, um seine tiefverstimmten Nerven vor den Angriffen irgend einer einheimischen Cigarrensorte zu schützen. Jetzt kam der Reisegesellschafter wieder. „Wo haben Sie Ihr Gepäck?" rief ich ihm zu, „in zwei oder drei Minuten muß der Eilzug abgehen, Sie haben keine Zeit zu verlieren!" Statt mir Antwort zu ertheilen, warf er ein in den Ueberzug eines Kopfkissens gehülltes Bündel von Leibwäsche dem kranken Collegen zu, drängte mich von dem aus Vorsicht eingenommenen Vordersitz weg und schrie: „Nehmen Sie die kleine Verzögerung nicht übel, lieber Doctor, aber sie war unvermeidlich. Ich mußte mit einigen Freunden noch ein Abschiedsseidel trinken, und da begreifen Sie, daß ich Ihnen bei dem Packen der Koffer nicht behülflich sein konnte."

„Aber Sie hätten wenigstens früher eintreffen können, ich war vor Angst ganz außer mir und ich habe Ihnen doch gesagt, daß der Arzt mich vor jeder unnöthigen Aufregung ernstlich gewarnt hat," seufzte der College. Der Reisegesellschafter zuckte hierauf nur die Achseln und sagte gleichgültig: „Dazu müßte man eine Uhr haben, und so weit bin ich noch nicht wieder, seit meine Letzte sich für immer dem hebräischen Studium ergeben hat!" Kaum waren diese für seine Finanzlage so bezeichnenden Worte dem Gehäge der Zähne entflohen, als er sich in dem Coupé umsah und erstaunt ausrief: „Was heißt das? Sie haben sich ja in ein Damencoupé gesetzt, Doctor, hier darf ja nicht geraucht werden!" — Der College setzte ihm mit schwacher Stimme auseinander, daß er den

lästigen Tabaksqualm eben vermeiden wolle, allein der zärtliche Reisegesellschafter schrie nicht ohne Erbitterung in Ton und Gebehrden: „O! Sie werden mich doch nicht dazu nöthigen wollen, auf meine Cigarre zu verzichten, lieber setze ich mich in einen anderen Waggon!" — Wie gesagt, so gethan, er sprang auf, ließ, da die Conducteure bereits mit der Prüfung der Billets und dem Schluß der Wagenthüren beschäftigt waren, dem Kranken das Wäschbündel zur Ueberwachung zurück und sprang in das nächste Coupé, in welchem nur sechs Cigarren und eine Pfeife brannten, also noch für einen Raucher ausreichend Platz vorhanden war. Ich versuchte in den letzten Augenblicken, den Collegen so viel als möglich zu trösten, ermahnte ihn zur Geduld und sah ihn zuletzt, nicht ohne die gerechtesten Zweifel an der Haltbarkeit und dem Nutzen der eingegangenen Allianz, in der Richtung nach Leipzig von Berlin abfahren. Was ich weiter über das Betragen des ausgezeichneten Reisegesellschafters weiß, verdanke ich den späteren mündlichen Mittheilungen des Collegen, der durchaus erfrischt und vollkommen hergestellt nach sechs Wochen aus Kreuth zurückkehrte.

Sie kamen bei guter Tageszeit in Leipzig an, und hatten unterweges keine Unglücksfälle zu beklagen gehabt. Nur war der Reisegesellschafter dem Collegen durch seinen unwiderstehlichen Drang, alle Stationen von einigem Aufenthalt durch Vertilgung sogenannter Stehseidel (Styliten) zu bezeichnen, und durch die jedesmalige Eintreibung von 2½ Sgr. so beschwerlich gefallen, daß er ihm unweit der Elbe einen Thaler gab und ihn anflehte, die Vor-

postengefechte mit den Seideln auf eigene Rechnung zu führen, und mit dem bezeichneten Vorschuß bis Leipzig auszukommen. An diesem Heerde des Buchhandels und der Tasse Kaffee für 15 Pf. angelangt, eilte der College mit seinem Reisegesellschafter in ein Hotel und legte sich in der Voraussetzung, daß dieser für ihn das Arrangement der Abreise am nächsten Morgen besorgen werde, sofort zu Bette. Der geistreiche junge Mann sah ihm mit einigem Erstaunen ruhig zu, kündigte ihm dann aber an, daß es ganz wider seine Gewohnheit sei, Abends schon um neun Uhr schlafen zu gehen. Er beabsichtige, einen Leipziger Freund aufzusuchen und werde nach einigen Stunden wiederkommen. Ferner halte er es für angemessen, wenn sein auswärtiger Verzehr durch eine Subsidie sicher gestellt werde. Der kranke College war durch eine so edle Unverschämtheit längst in eine nervöse Aufregung gerathen. Nur mit äußerster Selbstbeherrschung unterdrückte er die Kundgebung seines Unwillens, bemerkte lediglich, daß der Petent ja vor einigen Stunden einen Thaler erhalten habe und bat ihn, recht bald wiederzukommen. Der Reisegesellschafter entfernte sich und ließ den Patienten in jenem verzweiflungsvollen Zustande zurück, in welchem der nervenkranke Mensch sich nach Ruhe sehnt, und doch durch eine nicht von ihm weichende qualvolle Vorstellung davon zurückgehalten wird. „Wann wird das Scheusal zurückkommen?“ so lautete die dämonische Fragestellung des Unglücklichen. Ueber der Ergründung aller möglichen Versuche, diese peinliche Quästion einer unsichtbaren bösen Macht loszuwerden, ermunterte sich der

Kranke immer mehr und mehr, und befand sich nach ein Uhr Mitternacht in einem Zustande von Hellsehen, in welchem es ihm vollständig gleichgültig war, was die sächsischen und später die preußischen Gerichte dazu sagen würden, wenn er sich mit dem Stiefelknechte bewaffnete und dem Reisegesellschafter den Schädel zerschmetterte. Mein bedauernswerther College hat mir später mit großer Ausführlichkeit den unheimlichen Zustand ausgemalt, wie er den großen Stiefelknecht in der Hand gewogen und damit einige vorbereitende Henkerstreiche in die Luft geführt habe, wie er im Hemde hinter der Thür gestanden, wie ihm die beabsichtigte That durchaus moralisch erschienen sei und er nur überlegt, inwiefern er nach der Befreiung der Menschheit von diesem Bastarde von Possendichter und Landschafter von den Gläubigern des Verewigten zur Bezahlung seiner Schulden angehalten werden könne. Endlich jagte ihn die Kühle der Nachtluft in das Bett zurück, und als der Reisegesellschafter gegen zwei Uhr endlich anlangte, befand er sich in einem Zustande vollständiger Unklarheit. Es war ihm, als ob der Reisegesellschafter sich für Brauer und Bierfaß in einer Person, das Bett des Collegen aber für seinen Felsenkeller hielt und sich selbst hineinwälzen wollte. Unklar schwebten ihm die dunkeln Momente eines längeren Kampfes vor, in dem er nach anhaltendem Widerstande, als frecher Eindringling in den Felsenkeller, besiegt und hinausgeworfen wurde, worauf das Bierfaß seine Stelle eingenommen, er aber als der Starke einen Schritt zurückgewichen sei und das Bett des Reisegefährten aufgesucht habe. Er sei darauf in einen

tiefen Schlaf und wohlthätigen Schweiß gerathen und sehr verwundert gewesen, als etwa um fünf Uhr der Hausknecht mit Macht an die Thür geklopft und zum Aufstehen, wie zur Auslieferung der Stiefeln und Kleider ermahnt habe, da der Zug in anderthalb Stunden abgehe.

Der leidende College erhob sich, öffnete dem Hausknechte die Thür und sagte, auf den ausgestreckt daliegenden und noch in seinen Kleidern steckenden Gefährten deutend: „Sie würden mir einen Gefallen thun, mein Lieber, wenn Sie, statt unsere Kleider zu reinigen und die Stiefeln zu putzen, nur diesen Menschen wecken wollten. Ich bin ein kranker Mann und leider nicht im Stande, mich mit ihm herumzubalgen, da ich vor Unruhe und Störung fast die ganze Nacht schlaflos zugebracht habe."

„Hoffe doch nicht, daß etwas bei uns im Hotel den Herrn Doctor vom Schlafe abgehalten hat; das sollte mir sehr leid thun," antwortete der Hausknecht, ein mehr als standesgemäß gebildeter und durch den Weltverkehr des Ortes höflich erzogener Jüngling.

„Im Hotel hat vollkommene Stille geherrscht, die Störung ist nur durch diesen Herrn hervorgebracht worden, den ich zu meiner Pflege mitgenommen habe. Aber wecken Sie ihn nur auf und bestellen Sie dann den Kaffee und den Wagen des Hotels sammt der Rechnung. Ich mag mich auf Reisen nicht mit allen Dingen erst im letzten Augenblicke beschäftigen.

Der Hausknecht näherte sich dem Schläfer und rüttelte ihn, erst auf eine billige und menschliche Weise, dann mit dem Kraftaufwande einer mäßigen Erderschütterung, ohne

daß der aufmerksame und gefällige Reisegefährte die Augen aufgeschlagen hätte. Vielmehr stieß er tiefschnarchende Töne eines unverkennbaren Behagens aus und schien die Püffe des Geschickes als eine seinen Nerven höchst wohlthätige sanfte Schwingung zu empfinden.

„Mein Gott, wir werden unfehlbar den Zug versäumen, wenn es uns nicht gelingt, diesen unleidlichen Menschen zu ermuntern. Er hat auch einen gar zu hartnäckigen Schlaf, aber das kommt von dem unaufhörlichen Biertrinken," sagte der College, dessen reizbares Nervensystem bereits wieder unter dem Eindruck der Scene litt.

„O, ich weiß ein gutes Mittel, Herr Doctor," bemerkte der Hausknecht mit einer von der Unfehlbarkeit desselben überzeugten Miene.

„Worin besteht es denn? Sie meinen wohl, wir sollen ihm ein Glas Wasser ins Gesicht gießen?"

„Stiefelausziehen! Stiefelausziehen! nichts weiter, Herr Doctor, das hilft auf der Stelle, wenn der Herr Doctor nur die Gefälligkeit haben wollen, dem Patienten mit beiden Händen in die Haare zu greifen und festzuhalten."

„Nun ist er schon der Patient, o mein Gott, was für ein Ende wird die Sache nehmen!" stöhnte der arme College, that aber doch, was ihm der Hausknecht anempfohlen und versenkte seine mageren Hände nicht ohne Abscheu in einen Haarbusch, dessen Dickicht seit mehreren Tagen nicht von einem Kamme oder einer Bürste heimgesucht zu sein schien. Das Recept zur Auferweckung von Bier eingewiegter tiefer Schläfer erwies sich sofort höchst wirksam. Der Hausknecht hatte nicht sobald den

rechten Fuß desselben ergriffen und mit ansehnlichem Kraftaufwande an dem Stiefel gezogen, wodurch sichtlich eine erhebliche Ausdehnung des ganzen Körpers erfolgte, als der löbliche Reisegefährte wild die Augen aufschlug und heftig mit den Armen um sich focht.

„Sehen Sie, Herr Doctor, habe ich es nicht gesagt, sie wachen immer auf, sie müssen aufwachen, wegen der Kühle an den Beinen, die Kühle thut es!" rief der Hausknecht seelenvergnügt.

„Sollten nicht vielmehr die ausgerissenen Haare es gethan haben?" fragte der College, ein Büschel schwarzbrauner Locken, die ihm bei dem gewaltigen Ruck an den Fingern hängen geblieben waren, abschüttelnd.

„Nur die Kühle, Herr Doctor, nichts Anderes," meinte der gute Geist des Hotels, „aber jetzt rasch mit ihm aus dem Bette auf die Erde, er will schon wieder einschlafen!" Nach diesen Worten ergriff der Hausknecht, der gleich mit dem Scharfblick eines klugen Weltmannes durchschaut hatte, daß sein schlaftrunkenes Opfer in Ungnade gefallen sei und schonungslos behandelt werden könne, den Reisegefährten an dem anderen Beine und Stiefel, zog heftig daran und riß ihn mit einem Ruck aus dem Bette auf den Fußboden. Ohne Zweifel war der Reisegefährte jetzt ermuntert, er stieß eine populäre Verwünschung aus und rieb sich außer den Augen den Kopf, dem allerdings so eben übel mitgespielt worden war.

„Schnell den Kaffee und den Wagen! — Sie sollen ein gutes Trinkgeld erhalten — und etwas frisches Wasser!" rief der College, ordnete sein Haar und kehrte

dem nichtsnutzigen Reisegefährten den Rücken. Dieser saß noch auf der kleinen gestickten Decke vor dem Bette, sah seinen Pflegebefohlenen verwundert an und murmelte: „Kaffee — Wagen — frisches Wasser?“ Der gestrige Biergenuß, vielleicht auch die Ermahnungen der Leipziger Freunde, schienen das Reiseverlangen des Talentes unterdrückt, und vielmehr den Wunsch, das Niederlassungsrecht in Leipzig zu erwerben, rege gemacht haben.

„Sie werden doch nicht heute schon abreisen, Doctor,“ fragte er erstaunt.

„In einer Stunde, was denken Sie denn?“

„Ein kranker Mann muß sich Ruhe gönnen, wenn Sie so eilen, werden Sie sich unfehlbar Schaden thun!“

„Ruhe — ich — Ruhe!“ rief der durch diese moralischen Worte tief erbitterte College, „als ob es in Ihrer Gesellschaft etwas wie Ruhe gäbe! Ich sehe schon, wenn wir nicht von Leipzig aus in einem Tempo bis nach Kreuth fahren, bringen Sie mich durch Ihr Betragen unterwegs noch um!“

„Dieser Doctor, dieser undankbare Mensch,“ rief der gekränkte Reisegefährte und erhob seine in einem ungebürsteten Paletot steckenden beiden Arme zu dem vermeintlichen Wohnsitze der Götter aller bisherigen Völker empor, „da gebe ich mein Geschäft seinetwegen auf, meine Poesie, mein theures Atelier (aus letzterem hatte der Wirth ihn wegen schuldigen Miethszinses für zwei Quartale hinausgeworfen), da entschließe ich mich, um ihn zu pflegen, meine liebsten Gewohnheiten aufzugeben, unter unbekannte Menschen zu gehen, meine Zeit einem verdrießlichen Kran-

ken zu widmen, und derselbe Mann, dem ich ein Wohlthäter bin, sagt mir solche Dinge, solche bitteren Dinge!"

Es giebt einen Grad von Unverschämtheit, der, wie der strenge Frost das Quecksilber in der Thermometerröhre, das Blut in den menschlichen Adern erstarren macht und die Zunge im Munde lähmt. Der beklagenswerthe College schwieg, knöpfte den Rock zu, gab im Stillen dem Theateragenten, dessen Empfehlung er diesen Getreuen verdankte, seinen Fluch und trat an das Fenster. Gleich darauf brachte der Kellner der Etage den bestellten Kaffee. Der Reisegefährte lächelte ironisch. „Nun, beeilen Sie sich," sagte der College, „wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Und hätten wir ein Jahrhundert zu verlieren, ich trinke Morgens keinen Kaffee."

„Nun, mein Gott, so sagen Sie rasch, was Sie haben wollen, diese Quälereien sind ja gar nicht zu ertragen!"

„Nun spricht dieser Doctor schon wieder von Quälereien, meine Diät ist anders als die Ihrige geworden. Ich kenne nur ein zweites Frühstück und dieses besteht täglich in einem sauren Hering. Wenn Sie Moleschott und Johnston gelesen haben, werden Sie wissen, was Beide über den Mißbrauch des Kaffees sagen. Kellner! bringen Sie mir einen sauern Hering."

Der Kellner sah erst den Reisegefährten, dann den Collegen fragend an und betheuerte, daß die Anschaffung dieses kunstvoll zubereiteten Fisches längere Zeit in Anspruch nehmen werde, da der Koch, unter dessen Verschluß die kalte Küche sich befinde, noch nicht aufgestanden sei

und schwerlich zu ermuntern sein werde, da in der neueren Geschichte der Hotels die Forderung des erwähnten Meerbewohners zu so früher Morgenstunde noch nicht vorgekommen sei. Wahrscheinlich hätte eine so empörende Bemerkung den Zorn des Reisegefährten gereizt, wenn nicht der Hausknecht eingetreten wäre, die Ankunft des Wagens gemeldet und die Koffer die Treppen hinabgetragen hätte. Er mußte sich entschließen, ohne dieses pikante und doch besänftigende Erfrischungsmittel von Leipzig zu scheiden und fügte sich anscheinend resignirt in die Anordnungen des Collegen, der ihn jetzt gar nicht mehr in Anspruch nahm, vielmehr auch als einen Leidenden behandelte und jede schädliche Aufwallung unterdrückte. Die ungleichen Reisenden saßen einander gegenüber und beschäftigten sich auf durchaus unpassende und ungerechte Weise. Der gesunde Reisegesellschafter setzte seinen, mittelst einer gymnastischen Kunsthülfe gestörten Morgenschlaf ohne Träume fort, der kranke College dagegen starrte mit weit geöffneten Augen auf das sächsische Hochland und malte sich die nächsten Wochen mit den düstersten Farben aus. Mit ihnen im Coupé reiste eine unverheirathete, nicht junge, also sehr entschlossene und thatkräftige Dame. Es dauerte nicht lange, so hatte diese Amazone unseren Freund in ein Gespräch verwickelt und die nöthige Personalbeschreibung mit besonderen Kennzeichen, ohne welche sich kein verständiges Frauenzimmer beruhigt, aus dem Collegen herausbekommen. Bei dem natürlichen Bedürfniß, für seine Leiden eine theilnehmende Seele zu gewinnen, erzählte er ihr Alles und bezeichnete den vorliegenden Schlä=

ser als die Ursache, nicht allein der bisherigen, sondern auch vieler unbestimmten zukünftigen Leiden.

„Sie müssen sich auf der Stelle von dem abscheulichen Menschen befreien, sonst gehen Sie auf eine schmachvolle Weise zu Grunde!“ rief das mannhafte Weib, als sie die ganze Geschichte von der Abfahrt an bis auf den sauren Hering gehört hatte.

„Aber wie soll ich ihn los werden? unsere beiden Billets lauten bis Nürnberg, wo ich mich einen Tag lang aufhalten wollte. Ich fürchte, wenn ich ihn so weit nach Süddeutschland hineinschleppe, kann er beanspruchen, bei mir zu bleiben.“

„Das halte ich für kein Hinderniß. Was Sie, mein Herr, für ihn bezahlt haben, ist freilich verloren, und Sie sind verpflichtet, auch die Rückfracht und Fütterung für ihn bis auf den Bahnhof Berlins zu vergüten, da er sich erst dort zu Ihnen gesellt hat, falls sonst nichts schriftlich abgemacht worden ist,“ sagte die Dame mit festem Tone und besah den Reisegefährten durch ihr Augenglas so scharf, als ob dasselbe ein stählernes chirurgisches Instrument wäre und die Knochen im Leibe zermalmte.

„Schriftlich ist nichts abgemacht; ich habe nur versprochen, ihn unter der Bedingung, daß er mir die geschäftlichen Lasten der Reise und des Badeaufenthaltes erleichtere, ganz frei zu halten.“

„Diese heilige Verpflichtung hat er nicht erfüllt, das ist klar!“ sagte die Dame, „aber er soll nicht triumphiren, der freche Bursche. Wo haben Sie Ihre Billets? Ich nehme Ihnen sein Billet bis Nürnberg ab und gebe Ihnen

das meinige, das nur bis Culmbach lautet. Mein Plan war ursprünglich, eine dortige Verwandte für eine längere Reise abzuholen, allein im Augenblick der Abfahrt erhielt ich einen Brief, der mir ihre Abreise und die Anzeige mittheilt, daß sie mich in Nürnberg zu erwarten gedenkt. Wo haben Sie die Billets?"

„Das seinige steckt in der Busentasche," sagte der College zitternd, als ob er eine Unthat begangen hätte.

„So nehmen Sie es heraus und stecken Sie das meinige bis Culmbach gültige in die Brieftasche. O, nur dreist, nur mit fester Hand — diese Sorte wacht nicht auf! ich an Ihrer Stelle hätte ihn von Leipzig aus gar nicht mehr mitgenommen, ja ihn vielleicht schon vor Leipzig ausgesetzt." Während dieser ermunternden Worte seiner Retterin hatte der College den Umtausch der Billets vollbracht, ohne daß der Reisegefährte erwacht wäre.

„Nun fügen Sie noch zehn Thalerscheine hinzu, dann haben Sie Alles gethan, womit ein anständiger junger Mann eine thörichte Uebereilung wieder gut macht," sagte die entschlossene Jungfrau, packte das ihr gereichte Geld in die Brieftasche und stopfte sie wieder in den Rock. „Doch sein Gepäck könnte uns Schwierigkeiten verursachen."

„Keinesweges, mein Fräulein," sagte der College, dessen Stärke im Angesichte so großer weiblicher Thatkraft sichtlich wuchs, „dort sehen Sie seine gesammte Bagage."

„Dann beruhigen Sie Ihre armen Nerven vollständig, mein armer Doctor, in einer Stunde sollen Sie von dem Alp befreit sein." Es war ungemein rührend anzusehen, wie das starke Weib nach einem solchen Werke der Be-

freiung eines armen Sclaven von seinem Tyrannen, eine mit Stahl beschlagene Tasche zog, daraus eine Flasche mit Eau de Cologne nahm, etwas auf Zucker träufelte und das Stück mitleidig dem Collegen reichte. „Da, lieber Doctor, sie ist ächt — vom ältesten Hause in Cöln — das wird Ihnen nach der schrecklichen Nacht wohlthun."

Nach dieser Intriguenscene stockte die Unterhaltung und der Zug näherte sich endlich der erwähnten Station des gesegneten Baiernlandes, wo an Stelle der kümmerlichen Butterbrödchen, der Himmel des Restaurationssaales voll dicker langer Würste hängt und das Bier in Strömen fließt. Der Reisegefährte mochte schon eine Wegstunde vorher durch mysteriöse Ahnungen von der Nähe des Landes Gosen benachrichtigt worden sein. Er erwachte, dehnte die Glieder, gähnte und starrte unser Paar blödsinnig an. Endlich entschlüpften ihm in heiserem Laute die Worte: „Wo sind wir denn eigentlich?" Der Beklagenswerthe war nicht bei Stimme; sein Gesangsorgan konnte augenscheinlich die „Kühle" nicht ertragen.

„Wir werden bald in Culmbach sein!" sagte die Dame mit einem so inhaltschweren Tone, daß der Reisegefährte stutzte und zum ersten Male seit der Abfahrt von Berlin ein Gefühl der Unsicherheit zu spüren schien; doch enthielt er sich jeder Bemerkung und prüfte nur das Gesicht der Dame, das ihm offenbar kein Wohlgefallen einflößte. Nach einer ferneren Viertelstunde fragte er sorgenvoll: „Wie lange wird in Culmbach angehalten?" „Nur fünf Minuten," antwortete die tapfere Jungfrau. „Nur fünf Minuten!" wiederholte gedankenvoll und besorgt der Reise-

gefährte und stützte seinen Kopf auf beide Fäuste, „nur fünf Minuten — wenig — sehr wenig, wenn Sie nichts dawider haben, lieber Doctor, so möchte ich aber dennoch aussteigen."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, Bester," sagte der College, durch den Zuspruch der alten Schönen und die frische Morgenluft gekräftigt, „ich behalte mir meine eigene Handlungsweise vor."

Der Reisegefährte hatte nicht mehr so viel Zeit, sich eine zufriedenstellende Erklärung dieser Worte auszubitten, denn der Zug hielt in Culmbach an und die Reisenden strömten zu den Wagenthüren hinaus, um die lange erwarteten Erstlinge Baierns zu genießen. Nur unser verschworenes Paar blieb im Coupé sitzen, aber die vorsichtige Dame griff nach des Reisegefährten Bagage und nahm eine Haltung an, als wollte sie sich in Vertheidigungszustand setzen.

„Ich bin wirklich neugierig, was er sagen wird, wenn er zurückkommt und wir lassen ihn nicht mehr in den Wagen?" meditirte der College. Die Jungfrau antwortete wider die Sitte ihres Geschlechtes nicht, sondern sah gespannt auf die gastliche Pforte des Perrons, aus der ein Passagier nach dem andern zurückkehrte. Schon trieben die Conducteure zum Einsteigen an und schon glaubte der hypochondrische College, sein Unhold werde sich ein Leid anthun, als der Reisegefährte aus der Thür trat. Der Schaum des genossenen Gambrinusnektars saß auf seinem Schnurrbart; in der Hand trug er ein gefülltes Seidel. Er trat mit dem Lächeln des sterbenden Weisen an die

Coupéthür und sagte: „Lieber Doctor, ich habe Sie, als ich in die Tasche griff, sogleich verstanden, Sie wollen mich los sein! es sei darum — Sie werden mich nie verstehen — nie — darf ich mir mein Gepäck ausbitten? Sie haben sich sonst anständig betragen, und ich sage Ihnen hiermit Lebewohl — ich werde wohl erst morgen von Culmbach wieder abreisen." Kaum hatte der talentvolle Jüngling das Wort „Gepäck" ausgesprochen, als scheinbar abgefeuert aus einem Geschütz mit doppelter Ladung, das Bündel an seinem Kopfe vorüberflog und auf dem Perron niederfiel. Der Reisegefährte, im Besitz der zehn Thaler vollkommen zufriedengestellt, hob es auf, sah sich weiter nicht um, ging ruhig in das Stationsgebäude und ließ den Zug ungestört dem Süden zueilen. Der College war befreit.

XIV.

Eine Alterthümlichkeit.

Die Erfahrung hat ihm fast Recht gegeben, wenn vor zehn Jahren, als in allen Ländern die Erbauung von großen und kleinen Eisenbahnen um sich griff, ein phantasievoller Schriftsteller in einem humoristischen Aufsatze die merkwürdige Scene schilderte, wie das letzte Pferd auf Erden in einer Jahrmarktsbude für Geld gezeigt und die

innigste Theilnahme aller Neugierigen durch die traurige Haltung des verkommenen Wesens angeregt wurde. Die Eisenbahnen haben ihre Ansprüche an die Landstraßen etwas eingeschränkt, und die Pferde andere und einträglichere Berufsthätigkeiten gesucht. Weder sie noch die Esel scheinen Lust zum Aussterben zu haben; aber es giebt andere Gebiete, auf denen der wetterwendische Geschmack des Zeitalters weit ärgere Verheerungen angerichtet hat. Daß der Mops, der unzertrennliche Freund des Junggesellen- und Altjungfernthums ausgestorben, daß der alte biedere Mantel mit seinem schützenden Kragen von der Mode jetzt ganz verdrängt ist, steht beinahe schon in den neuesten Geschichtsbüchern, aber es ist auffallend, wie wenig die Naturhistoriker das allmälige Verschwinden des berühmten Berliner Weißbiers bis jetzt beachtet haben.

Einst war die glänzende „Stange“, das umfangreiche Glas mit seiner schönen weißen Kappe von zartem Schaum das Symbolum der Einwohner von Spreeathen. Eine zahlreiche und geachtete Klasse von tiefen Denkern und gewandten Rednern wurde mit dem Ehrentitel „Weißbierphilister“ bezeichnet, und die Brauer des köstlichen Getränkes erschienen dem durstigen Volke wie unnahbare Brahminen. Das Weißbier hatte seine Geschichte und seine Anecdoten, seine berühmten Männer und Oertlichkeiten; der Berliner Nationalstolz stützte sich darauf. Seit der Einführung und Verbreitung des bairischen Bieres ist der schäumende blonde Gerstensaft vollständig Rococo geworden, der anlangende Provinzialbewohner fragt nicht mehr zuerst darnach, längst gilt es nicht mehr für das

Symbol der Stadt, die tiefen Denker und gewandten Redner trinken ans knappen Seideln, und nur noch an einigen wenigen, fast versteckten Stellen der Residenz halten conservative Wirthe an der alten guten Gewohnheit fest, und verschließen dem betäubenden bitterlichen Nektar ihre Hausthüren.

Die eigentlichen Weißbierkneipen gehören schon unter die Berliner Alterthümer. Nach zehn Jahren werden die Reisehandbücher die letzten Lokalitäten dieser Art mit derselben Ehrfurcht aufzählen, wie den Tower zu London, das Colosseum zu Rom und den Dogenpalast zu Venedig. Noch einmal zehn Jahre, und in dem Saale des neuen Museums für vaterländische Alterthümer wird man in einem Wandschrank die wunderlichen Gläsergebilde der sogenannten „großen und kleinen Weißen" oder „kühlen Blonden" und mit doppeltem Bindfaden verschlossene große Bierflaschen dem erstaunten Pilger zeigen. Die Lohnbedienten werden die Reisenden zu dem verfallenen Grabmal des letzten Weißbierbrauers führen und im Buchhandel erscheinen vielleicht die Denkwürdigkeiten eines alten Weißbierphilisters, nach seinem Ableben herausgegeben von einem Ranke oder Raumer der Zukunft. Es ist die höchste Zeit, daß die lebenden Chronikenschreiber des städtischen Treibens ihre persönlichen Beobachtungen für die künftige Benutzung der großen Historiker niederschreiben.

Unweit von meiner Wohnung liegt in einer, mit allen nur möglichen Sorten von alten Häusern angefüllten Straße eines der ehrwürdigsten Heiligthümer des Weißbiercultus, in das ich mich zuweilen zur Verehrung des

ächten Götzen Gambrinus begebe, wenn die Hitze und Dürre des Dunstkreises am Abende eine Erfrischung ohne betäubende und aufregende Eigenschaften nothwendig machen. Einst dehnte sich das Lokal bis in den vorderen Theil des Hauses aus, allein nach verminderter Einträglichkeit ist aus den Salons an der Straßenfront eine kleine Wohnung geworden, und das edle Weißbier muß, wie der arme Odysseus, mit der Schwelle und dem Hofraum vorlieb nehmen. Dicht daneben liegt noch ein niedriger, dunkler, aber geräumiger Saal für den Winter und regnerische Sommertage. Ihm gegenüber öffnet sich zwischen vier Stockwerke hohen Hintermauern der Nachbarhäuser ein Hof, auf welchem ein hübscher, aber schwächlicher Wallnußbaum steht und den Wirth anspornt, den freien Raum einen Garten zu nennen. Da noch keiner der Gäste ihm in dieser Hinsicht Glauben geschenkt hat, so sind dicht neben dem Eingange zum Saale zwei Kübel mit Oleanderbäumchen aufgepflanzt, welche mit Holzwannen, Bierflaschen, Handtüchern, Schiefertafeln, einem Strauchbesen und dem hoch auf einer Leine hängenden, eben gewaschenen Kattunkleide der Köchin eine Art ironischer Ehrenpforte oder Triumphbogen für die einziehenden Weißbiertrinker bilden. Das kunstlose Arrangement wird aber von Niemand für eine Despectirlichkeit gehalten; man kennt einander seit Jahren und sieht nicht auf eine peinliche Etikette. Unter und neben dem Wallnußbaum ist eine mit grüner Oelfarbe angestrichene Halle erbaut, unter welcher der Nektar kühl gestellt und eingeschenkt wird, auch ist neben dem Tisch des alten Ganymed noch Platz für

anderthalb Dutzend von Gästen; die Uebrigen müssen im Freien ihr Quartier aufschlagen.

Der Charakter des Ortes besteht in einer achtunggebietenden Ruhe. Alle Gespräche werden in gemäßigter Tonstärke geführt, das übertriebene Gebehrdenspiel Berauschter kommt niemals vor, und der Wirth nebst seinen Employés oder Kellnern bedienen die Gäste mit einer langsamen Behaglichkeit. Ein reichliches Scheinmaaß durch künstliches Mousseux zu verabreichen, wäre ganz unmöglich; jeder Trinker ist selbst Zeuge, wie ihm das volle Maaß verabreicht wird.

Wenn man Abends um halb 8 Uhr den Schauplatz betritt, so hat die gewöhnliche Hauptpartie schon begonnen. Um einen grünen Tisch mitten im Hofe sitzen die vier Spieler, laute alte Herren von sehr solidem Baustyl; die schweigend ihre Kunst bewundernden Zuschauer stehen umher. Auf einem besonderen Tische befinden sich die hohen Weißbiergläser der Gesellschaft. Bei meiner Schwäche in Allem, was Kartenspiel heißt, habe ich, da ich mich hüten werde, mir durch vorlautes Fragen eine Blöße zu geben, noch nicht enträthseln können, welchem Spiele die Herren obliegen. Nur soviel weiß ich durch Vergleiche mit Partien in anderen Gesellschaften, daß sie weder Boston und Whist, noch L'Hombre spielen. Der Nationalität nach sind die gebrauchten Karten deutscher Abkunft und die darauf gemalten heimischen Eicheln thun dem Gemüthe sehr wohl. Nicht selten wird halblaut „Donnerwetter“ gesagt, und gleich darauf verzweifelt mit der ausgespielten Karte auf den Tisch geschlagen. Dann

hält ein Herr, dessen mit Niello verzierte Hände den Schlossermeister verrathen, wieder die Karten tief unter der Tischkante, und steckte sie am liebsten in das nahe Kellerloch, so schön mögen sie sein und so furchtbar für den Gegner. Alle aber denken angestrengt nach und die bittere Sorge furcht ihre Stirnen so tief, als ob es sich um Hundertthalerscheine und nicht um ein Häuflein Dreier handelte.

Die zweite Spielpartie besitzt ein jugendlicheres Temperament, macht zuweilen Witze, spielt mit schmutzigen französischen Karten und nennt einen abtrünnigen Herren mit einem unbewölkten ersten Viertel, den Ihrigen, der Zuckerwasser mit Rothwein trinkt und „Geheimsekretairchen“ genannt wird. Obgleich der Jüngste der Roué's reichlich fünf und vierzig Jahre zählt, gelten diese Herren doch für die jugendlich gefährlichen Don Juans des Hauses, ja die Küchenvorsteherin, eine Nichte des Wirthes, die in einer Pause des Verzehrs wohl in den sogenannten Garten kommt und mit Grazie ihren Durst löscht, wagt sich nie an ihren Tisch und scharmützelt höchstens mit ihnen aus der Entfernung mittelst beißender Repliken. In einer Ecke neben der Dachtraufe spielen zwei uralte Exemplare des Berlinerthums an einem Puffbrette und üben gleichzeitig die wunderlichsten Selbstgespräche unter Verletzung aller grammatikalischen Regeln aus. Sie sind von Zuschauern unbehelligt, da sie sich durch die kränkendsten Redensarten den Rücken frei zu halten wissen und überhaupt als die Originale der Gesellschaft hochgeschätzt und beinahe gefürchtet werden. Der Wirth nimmt sie ganz besonders in

seinen Schutz. Die Stelle, wo sie zu sitzen pflegen, ist für alle übrigen Stammgäste „Tabu", wie die Südseeinsulaner sagen, in der Küche werden die besten Portionen für das Paar verwahrt, und die gewöhnliche Gesellschaft betrachtet die beiden Weißköpfe mit derselben Liebe, wie Bibliothekare und Bücherkenner ihre Incunablen. Wenn es zu lebhafteren politischen Gesprächen kommt, so werden sie als Quellen citirt, und die jüngere Generation schlägt in ihnen, wie in Geschichtsbüchern nach. Von Widersprüchen und Einwendungen darf allerdings nicht die Rede sein; die Greise halten ihre Angaben und Ansichten, selbst bei dem höchsten Unsinn derselben, für unumstößlich. Nur ein anderer alter Herr bildet zu ihnen in gewissem Sinne ein Gegengewicht. Er ist beinahe ein Siebenziger, also zehn Jahre jünger als die Puffspieler, und repräsentirt in der Weißbierakademie das jüngere vorgeschrittene, aufgeklärte Zeitalter. Niemand weiß genau, zu welchem Stande er gehört. Er wohnt nicht im Bezirk, sondern kommt des Bieres wegen bei jedem Wetter aus einer entlegenen Stadtgegend, aber seine feine Leinenwäsche und die wohlgehaltenen Hände verrathen einen Mann, der sich selbst persönlich achtet. Gewöhnlich erscheint er zugleich mit dem Jungen, der die National-Zeitung bringt, und nimmt sie ihm schon auf dem Hausflur ab. Findet sich der Junge zuerst ein, so belegt der Wirth inzwischen die Abendnummer mit Beschlag, denn kein Anderer, als der alte Vertreter des aufgeklärten Zeitalters darf das Blatt zuerst lesen. In historischen Dingen gilt der Herr für keine Autorität, weil er nicht den Berliner Dialekt spricht

und mir und mich nach bestimmten, immer mit den bestehenden Sprachgesetzen übereinstimmenden Prinzipien gebraucht, in allen politischen Ansichten entscheidet dagegen sein Ausspruch. Er ist ein Liebhaber von gekochtem Aal, und berühmt wegen seines guten Schnupftabaks, mit dem er jedoch nicht verschwenderisch umgeht. Der Wahrscheinlichkeit nach ist er ein ehemaliger Justizbeamter aus einer größeren Provinzialstadt und lebt von den Zinsen eines kleinen Vermögens. Die eigentlichen schwatzhaften Weißbierphilister älteren Styles trifft man in dem beschriebenen Lokale nicht mehr an. Sie sind in den rauhen parlamentarischen Wintern nach 1848 fast sämmtlich eingegangen, reden nicht mehr über Politik und wählen den Bezirksvorsteher zum Wahlmann. Nur die jüngere und neuere Schule beschäftigt sich auf vorsichtige Weiße mit der inneren Politik. Die meiste Aehnlichkeit mit den früheren Weißbierphilistern haben noch einige alte Herren, die ihre Abende bis gegen acht Uhr beim Weißbier zubringen und regelmäßig zum Essen nach Hause gehen. Ueber alle städtischen, patriotischen und europäischen Angelegenheiten lassen sie sich in lebhafte Debatten ein, sind ewig mit dem Magistrat gespannt und stets auf der Seite der Stadtverordneten. Von der herrschenden Frömmelei, namentlich von Geheimräthen, die an jedem Sonntage mit einem Gefolge von Töchtern und vergoldeten Gesangbüchern nach der Matthäikirchstraße wallen, reden sie mit Entrüstung, ohne Freigeister zu spielen; sie sind im Ganzen zu gebildet, um mit jenen „Philistern" identificirt zu werden. Ein Fremder, der gelegentlich in das Lokal kommt, kann sich

frei mit ihnen unterhalten und manche Details erfahren, die nicht in Broschüren und Zeitungen stehen.

Eine merkwürdige Unterhaltung der Gäste wird durch eine kleine Anzahl junger Handwerker gebildet, die aus Gesundheitsrücksichten dem bayrischen Bier entsagt haben und nothgedrungen Weißbier trinken. Ihr Leiden ist „die verfluchtige Gicht“, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck aus dem Jargon ihres ehemaligen Handwerksburschenlebens niederzuschreiben. Sie sitzen der Abendluft wegen selten im Freien, machen im Saale einen großen Spektakel, drehen ihre Locken vor dem einzigen großen Spiegel und werden als ein unvermeidliches Uebel des Lokales betrachtet, da der Wirth mit ihnen, als in der Gegend ansäßigen Personen, nicht wohl brechen kann. Mit minderen Rücksichten wird gegen andere unbequeme Eindringliche verfahren. Händler mit wohlfeilen Parfümerien, Blumensträußen und Pfeifen, oder Cigarrenspitzen, werden nicht in dem Lokal geduldet, oder wenn sie sich gelüsten lassen, den Eintritt gewaltsam zu forciren, vom Wirthe unter thätiger Beihülfe der Kellner ausgewiesen, und selbst gewaltsam auf die Straße deportirt. Es ist eine wunderbare Eigenschaft des Weißbiers, daß es den Mitmenschen die Lust und Liebe zur Vertraulichkeit und einem geschlossenen Gesellschaftswesen einflößt, wenn das bayrische Bier das Geblüt erhitzt, Streitigkeiten anfacht und kriegerische Vereinzelung befördert. Der dicke Weißbiertrinker ist ein freundlicher Humanist und Philanthrop; der dicke Seidelvertilger trägt einen Knotenstock, eine Stirn voll Narben und blickt scheu um sich. Er wagt sich nie hierher,

denn er verachtet unseren wilden Champagner auf das Tiefste.

Zu den Stammgästen gehören auch die Hunde der anwesenden Herren, von denen sie sich niemals trennen. Sie können als die artigsten Vierfüßler gerühmt werden. Kein Parlament, keine Conferenz, kein Congreß kann sich unter einander anständiger, aber wohl viel unanständiger betragen, als diese Herrn Hunde, denn sie verdienen so höflich titulirt zu werden. Sie bestehen aus Wachtelhunden, Dachsen, Pinschern und Pudeln; die lärmenden Spitze sind längst herausballotirt. Alle Halsbänder sitzen einfach, aber geschmackvoll; jede Marke ist rechtzeitig erneuert und makellos geputzt. Gleiches Lob verdienen alle Felle; ein höheres: die Sitten und der feine Anstand. Wenn ein Gast sich zu seinem Abendessen an den Tisch setzt, so können sämmtliche anwesende Herren Hunde zwar nicht widerstehen, alle umstehenden Stühle zu besteigen, auch wohl die Vorderpfoten auf die Tischplatte zu setzen und dem Speisenden liberal ins Auge zu blicken, aber niemals kommen unangenehme Ausschreitungen vor. Wer einen Bissen oder ein Knöchlein errungen hat, wandelt zufrieden in einen Winkel und labt sich daran, dankbar für die Gunst des Schicksals. Niemals kommt es vor, daß der Stärkere dem Schwächeren den erbettelten Bissen wider alles Völkerrecht entreißt, oder daß gar ein allgemeines Völkerbeißen ausbricht. Dazu ist der Charakter der Weißbiertrinker viel zu gesittet und ihre Hunde sind zu wohl erzogen. Wie das Beißen ist auch das Bellen strenge untersagt; man unterhält sich, wenn nichts Unge-

wöhnliches die Aufmerksamkeit anreizt, durch prüfende Blicke und liegt unter den Stühlen der Herren. Auch bettelt kein anstäudiger Berliner Weißbierhund an der Küchenthür, denn er empfängt zu Hause eine reichliche Nahrung. Als ein merkwürdiges Phänomen kann auch ein Hund gelten, der den ältesten Herrn unter seines Gleichen vorstellt und von allen Vierfüßlern auf eine mehr als menschliche Weise respektirt wird. Er trägt einen eisgrauen Bart, ist auf einem Auge blind und der einzige Hund, dessen Kopf der Wirth, sein vieljähriger Freund, zum Willkommen täglich zu krauen pflegt. Um elf Uhr Abends haben selbst die Herren von „der verfluchtigen Gicht", längst das Lokal verlassen und das ganze Personal liegt im tiefsten Schlafe.

XV.

Noch ein Gesundbrunnen.

Bei einer genauen Durchsicht der ärztlichen Beschreibungen von Heilquellen wird ein gewissenhafter Leser sehr bald finden, wie jede Quelle auf eine so große Anzahl von Uebeln heilkräftig einwirkt, daß schließlich kaum ein menschliches Leiden übrig bleibt, welches nicht durch Gesundbrunnen geheilt, oder doch gelindert werden könnte. Nur ein Uebel, und zwar eines der größten, die im Leben

vorkommen, ist bisher der Aufmerksamkeit der Aerzte entgangen und mit keiner Quelle in einen vernunftgemäßen Zusammenhang gebracht wor; es ist das Schwinden des Geldbeutels, die Tuberkelbildung von Pfennigen im Portemonnaie, der Kapitalkrebs, oder wie man diese leicht heilbar scheinende, in vielen Fällen aber wirklich unheilbare Krankheit benennen will. Nichtsdestoweniger giebt es Mineralbrunnen, welche gerade in dieser Richtung die entschiedenste segensreiche Einwirkung ausüben und verbunden mit einer strengen geeigneten Diät der Abzehrung des Geldbeutels nachhaltig entgegenwirken.

Es ist nun eine gute Reihe von Jahren verflossen, als ich am Ende eines der gelungensten Junimonate mit einem Studiengenossen auf dem Sopha, oder vielmehr auf der Pritsche unserer Chambre garnie saß und von Geldangelegenheiten sprach, wenn man den gänzlichen Mangel dieses Artikels mit einem so breiten Worte benennen darf. Wir hatten unsere Studien und den Empfang von etwaigen Stipendien hinter uns, und einen langen Sommer voller Sonnenschein und Hunger vor uns. Alle Privatstunden bei Gymnasiasten hatten der Ferien wegen aufgehört, reiche Gutsbesitzer, die Hauslehrer für ihre Söhne brauchten, wollten sich nicht melden, aber wir konnten mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß unser Magen regelmäßig seine Forderungen geltend machen und sich täglich bei uns melden würde. Wenn wir die Miethe bezahlt hatten, blieb uns nur so viel, oder eigentlich so wenig, daß wir diese Summe in einer Zeit des großartigsten Geldverkehrs, aus Furcht, die Gefühle von sen-

timentalen Lesern zu beleidigen, gar nicht erst nennen wollen.

Was war zu thun? Wir standen auf dem Punkte, auf dem jeder junge Mensch, dem ein günstiges Schicksal nicht Geld und Gönner untergebreitet hat, einmal in Berlin anlangt: von der Residenz abgeworfen zu werden, und in die Heimath flüchten zu müssen. Diese Feigheit verbot uns Beiden das Ehrgefühl; wir beschlossen, den lieben Unsrigen den Anblick und die Umarmung ihrer Söhne zu ersparen, aber wir brachten nichts zu Stande, als ein düsteres nachdenkliches Stillschweigen. Endlich sagte der Studiengenosse, ein großer Fußgänger, der auf seinen Spaziergängen mit Leichtigkeit eine Meile in der Stunde zurücklegte und Berlin zehn Meilen weit in der Runde durch Botanisirfahrten kannte: „Wie wäre es, wenn wir zwei Monate an einen Gesundbrunnen gingen?“

Mir blieb der Schrei im Schlunde stecken. Die Reise in ein Bad war damals, wo es noch an allen Eisenbahnen fehlte, nur die Sache wohlhabender Leute, und wir konnten uns doch eher zu allen anderen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zählen.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen“, sprach der Genosse, strich seinen melancholisch niederhängenden Knebelbart und runzelte die hohe Stirn, in welche das eifrige Studium der Hegel'schen Philosophie frühe Furchen gegraben hatte, „ich weiß einen Gesundbrunnen, wo wir dreimal billiger als in Berlin leben und ganz ungestört arbeiten können. Ich werde den Verleger, der mein philosophisches großes Gedicht drucken will, um einen Vorschuß

angehen und für Dich die Auslagen machen, Du aber schreibst dort einen Band Novellen und giebst mir das Geld wieder, wenn Du Dein Honorar erhalten hast."

Der Gedanke war groß und schön. Wenn man ein wenig über 20 Jahre zählt, macht man noch seine jugendlichen Hoffnungen selbst mit Unwahrscheinlichkeiten satt. Ich sagte ja, wir ordneten die besprochenen Angelegenheiten, gaben unsere geringen Habseligkeiten auf die Post; der Genosse, im Geheimen ein Anhänger der Stoiker, klebte unter jede Sohle, der Schonung wegen, ein Kartenblatt, da wir zu Fuße gingen, und so traten wir die Reise nach dem Gesundbrunnen an.

Von Begebenheiten auf dem Wege vermag ich kaum etwas zu berichten, das der Druckerschwärze würdig wäre. Wir schliefen in den Wirthshäusern der Dörfer auf Stroh, fuhren zuweilen mit gutmüthigen Bauern eine oder zwei Meilen, legitimirten uns vor dem reitenden Gendarmen in Ermangelung eines Passes durch die Quittungsbogen der Universität und speisten täglich nach dem regelmäßigen Küchenzettel unserer Hotels: Eierkuchen mit Speck, eine gesunde und nahrhafte Kost. Am dritten Tage langten wir Abends am Orte unserer Bestimmung an, wie jener Räuber scherzhafter Weise sagte, als er zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt, in Spandau abgeliefert wurde.

Wir waren also in dem Badeorte, von dem mein Genosse so viel Tröstliches erwartete. Schon nach einer halben Stunde hatten wir ein Unterkommen bei einem Bauern gefunden, der den rechten Flügel neben seiner Hausthür, d. h. eine große, aber niedrige Stube, an we-

niger bemittelte Badegäste für den monatlichen Zins von drei Thalern vermiethete. Wir holten unsere, von der Posthalterei poste restante aufbewahrten Effekten und waren eingemiethet. Nach einem sehr gesunden Schlafe erwachten wir am Morgen und ließen uns den heißen Cichorien-Caffee, das derbe Schwarzbrod und die frische Butter trefflich schmecken, wobei wir durch die trüben, in allen Regenbogenfarben schillernden Scheiben unserer Fenster nach dem ersten Wirthshause des Ortes, dem rothen Ochsen schielten, wo eine wichtige Persönlichkeit aus dem nächsten kleinen Städtchen, der Kämmerer und Inhaber einer Handlung von gemischten Waaren, bestehend in Kaffee, rothseidenen Damenhüten, Zucker, Schaukelpferden, Netzen, Schwefelhölzern Heringen, Besen, Schlittschuhen, geräucherten Würsten, Kornbranntwein, seidenem Band und anderen, theils nützlichen, theils eleganten Stoffen und Fabrikaten, zur Kur abgestiegen war. Das Orchester des Ortes, vier Mann hoch, die Pickelflöte und den Contrabaß mitgerechnet, brachte ihm eben ein Ständchen, das er aus dem ersten Stock, die Tabakspfeife im Munde, entgegenzunehmen geruhte. Der ganze Ort kaufte bei ihm Korinthen und Rosinen, wenn Kuchen gebacken, Pulver und Blei, wenn im Winter ein wenig Wilddieberei getrieben wurde; das machte ihn stolz, das machte ihn glücklich. Wir waren noch nicht auf den zollhohen Bodensatz in unserer Kanne gekommen, als die Musik auch vor unserer Thür erschien und mit einem Ehrengeschenk von zwei guten Groschen, wie man damals noch rechnete, für den

13*

Vortrag von „Schöne Minka, ich muß scheiden“, belohnt wurde.

Zunächst besahen wir den Garten neben dem Hause, dessen Benutzung uns frei stand. Die Kunst der Gärtnerei hatten wenig für ihn gethan, und vielleicht mit gutem Recht, da zwei Hammel, die unser Wirth ernährte, oder vielmehr in ihrer Ernährung auf fremden Ländereien und an der Heerstraße, aus Grundsatz nicht hinderte, sondern durch eine unumschränkte Freiheit eher förderte, die üble Angewohnheit hatten, über den niedrigen Zaun zu springen und alles zartere Laub und Kraut abzufressen. In manchen sorgenvollen Abendstunden erregte deshalb das ungebundene Dasein, das poetische Treiben und Walten dieser beiden Hammel, unsern ganzen Neid. Wir erblickten in ihnen glücklichere Seitenstücke zu unsern Schicksalen und Persönlichkeiten, denn wir waren durchaus nicht eitel und sehnten uns nur nach der Befreiung von den bittersten Nahrungssorgen. Eine Laube erregte schöne dichterische Hoffnungen, allein das Holz ihrer beiden Bänke und des Tisches war so verfault und morsch, daß der Studiengenosse schon am ersten Abende durchbrach. Auch war der unausgesetzte Kampf mit gewissen Käfern, die man Todtengräber nennt, und mit einer Legion von Ohrwürmern nicht angenehm. Dagegen machte der zwanglose Umgang mit den Hühnern, die an hundert Stellen unter dem Zaune durchgehen konnten, den Aufenthalt im Garten angenehm. Wenn wir auf den Banktrümmern in der Laube saßen, besuchte uns oft der Hahn mit seinen Damen und genoß dankbar die gereichten Brosamen, zuweilen mußten wir sogar auf-

merken, um nicht die kleinen Angehörigen der Familie, die für die hohe Schule der Tafel des rothen Ochsen erzogen wurden, in der Hitze des Gesprächs todt zu treten, da sie sich nicht abhalten ließen, unter unseren Füßen umherzulaufen. Am gemüthlichsten wurde unser Verhältniß durch die Vorliebe der Hennen für ein Dickicht von Himbeergebüschen, in welches sie mit großem Gegacker ihre Eier zu legen pflegten. Wie betrübt waren wir, als einst dieser patriarchalisch regierte Familienbund durch den nächtlichen Einbruch eines Bösewichts von Iltis geschädigt wurde. Der Studiengenosse ließ sich nicht nehmen, über diesen Vorfall eine Elegie in Distichen anzufertigen, in denen der Iltis mit den meisten Eroberern des Alterthums verglichen und durch böse klassische Anspielungen gestraft wurde. Ein Hauptleiden unseres zweimonatlichen Aufenthaltes entsprang aber aus der Zudringlichkeit der Fliegen, deren zahlreiche Anwesenheit niemals mit der Beobachtung der Reinlichkeitsgesetze im Einklange steht. Um unsere Papiere und Kleider vor ihnen zu schützen, blieb uns nichts Anderes übrig, als ein mit Zuckerwasser benetztes Wermuthbündel mitten im Zimmer an die braune Balkendecke zu hängen. Mit Anbruch der Dämmerung setzten sich die unverschämten Schaaren auf Zweige und Blätter, verfielen in eine vorübergehende Betäubung und wurden dann vorsichtig hinausgetragen und in das Heerdfeuer gesteckt.

Um nun von der Heilquelle des Dorfes zu reden, so war sie nicht überreich an medicinischen Schätzen, und trotz der Brunnensucht unseres Zeitalters ist sie auch

später nicht im Stande gewesen, sich zu einigem Rufe emporzuarbeiten. Wir würden ihr und ihrer Umgebung unnöthige Qualen bereiten, wollten wir sie namhaft machen. Wenn wir sagen, daß ein Chemiker, den man einst zu ihrer Analyse vermocht, die Achseln gezuckt und gemeint habe, sie enthalte Spuren — Andeutungen von Eisen; so haben wir eine vortheilhafte Charakteristik geliefert. Man kennt die ängstlich behutsame Chemie und weiß, daß „Andeutungen und Spuren" oft wenig mehr, als „nichts" zu bedeuten haben. In der Umgegend galt und gilt die Quelle jedoch für einen der stärksten eisenhaltigen Brunnen. Wir bemerkten nur, daß das Wasser einen schwach tintenartigen Nachgeschmack hinterließ. Unter den Vorfahren hatte es indessen wahre Wunderkuren ausgerichtet, und mehrere Lahme aus dem verflossenen Jahrhundert hatten aus Dankbarkeit ihre Krücken zurückgelassen, die in einer Seitenhalle des rothen Ochsen, in dessen Garten die Quelle aus einem Büchsenlaufe in ein von Sandsteinengeln getragenes Bassin floß, aufgehängt und mit den nothwendigen Inschriften bezeichnet waren. Besondere Beamte, oder wie es die neuere Zeit mit sich bringt, bäurische Nixen, zum Credenzen des Stahlwassers zum rothen Ochsen waren nicht vorhanden. An einer eisernen, mit dem Büchsenlauf zusammengeschweißten Kette, hing nur ein Becher aus verrostetem Eisenblech, dessen sich alle Brunnengäste ohne Unterschied des Standes bedienten. Niemand kannte den Gebrauch eines eigenen Glases; von Ziererei mit gemalten und vergoldeten Bechern war nicht die Rede. Aber ältere Gläubige sprachen stets erst den

Segen über den Becher aus, ehe sie ihn leerten. Auch trank man das Wasser nicht in den Morgenstunden mit besonderer Feierlichkeit im Parademarsch bei Musik, wie es heute überall geschieht. Die Brunnengäste begaben sich an den Quell, wenn sie Durst hatten und nahmen keinen Anstoß daran, wenn auch für die vierfüßigen Bewohner des Ortes der Bedarf in Eimern geholt wurde. Die Hauptanwendung der zarten Gottesgabe bestand in Bädern, die man in kleinen hölzernen Wannen verabreichte. Daß Kranke von Aerzten hierher geschickt werden, kam wohl niemals vor; die Besucher hatten sich den Quell selbst verordnet und gebrauchten ihn mit dem besten Glauben, weshalb er in den meisten Fällen eine ausgezeichnete Wirkung ausübte. Auch einige Schäfer und Kurschmiede der Gegend hielten große Stücke auf das Wasser und verrichteten damit Wunderkuren am Vieh. Der Besuch hoher Potentaten war nicht in der Kurliste verzeichnet, welche nur in einem Fremdenbuche bestand, in das Jeder nach Belieben seinen Namen einschrieb, aber der Ort war nichtsdestoweniger durchaus loyal, und der Geburtstag des hochseligen Königs wurde durch einen glänzenden Ball in dem Saale des rothen Ochsen gefeiert, wo ein Reiher auf einem Speiseschrank in einem viereckigen Glashause stand. Hazardspiel wurde nicht gestattet, da das Kegelspiel in Permanenz erklärt war, und die Jugend des Ortes durch das Aufsetzen der Kegel und Ausrufen der Würfe sehr viel für die Bildung der Stimme und des richtigen Augenmaßes that. Die Umgegend bestand in waldigen Höhen mit der Aussicht auf Sumpf, Heuschober,

Kartoffelfelder und Aepfelbäume; am Horizont sah man den silbernen Faden eines breiten, bei den Schiffern aber sehr schlecht angeschriebenen seichten Flusses.

Für die Geselligkeit war auf eine sehr sinnreiche Weise gesorgt. Pünktlich um 12 Uhr Mittags fand sich auf dem freien Platze vor dem rothen Ochsen ein Mann mit einem Fasse auf einem zweiräderigen Karren ein. Dasselbe enthielt dicke Milch, welche mit großer Leichtigkeit aus einem Hahne am hinteren Ende des Fasses floß. Sobald das Geschrei des Esels den wichtigen Augenblick anzeigte, trafen die Mägde und Kinder der Brunnengäste, begleitet von ihren Eltern und Herrschaften ein, und wohnten gemeinsam dem sehenswerthen Schauspiel des Milchzapfens bei. Wenn alle Schüsseln gefüllt waren, zerstreuten sie sich wieder, und die Reunion war zu Ende.

Man wird begreifen, daß das Leben in diesem Badeorte nicht kostspielig war. Unsere Ausgaben erstreckten sich, nach Abzug des Lebensunterhalts, nur auf Tabak, den wir mit Energie aus langen Pfeifen rauchten. In einem Augenblick der sittlichen Aufregung beabsichtigten wir zwar zur Vermehrung der schwindenden Geldmittel ein Concert zu veranstalten, allein ein noch heute nicht erklärtes Mißverständniß im Saale des rothen Ochsen, bei welchem ein sechs Zoll langes und entsprechend breites Loch in den einheimischen Contrabaß geschlagen, und die Musik des Bades für acht Tage in Unthätigkeit versetzt wurde, brachte uns wieder von dem Plane ab. Der Geldertrag hätte auf Einbildung beruht, wenn unsere Köpfe das Schicksal des Contrabasses getheilt hätten. Wir

begnügten uns also, fleißig an dem großen fichtenen Tische unseres Zimmers zu arbeiten, und hatten vollauf zu thun, die Bauern uns vom Halse zu halten. Unsere anhaltenden Schreibereien brachten sie auf den echt bäurischen Gedanken, daß wir „Gerichtspersonen" sein müßten, und sie überliefen uns mit Anträgen, ihre Prozesse zu führen, an denen sie nach Bauernart durchaus keinen Mangel litten.

Nach ungefähr sechs Wochen hatten wir unsere Arbeiten vollendet, die ungewöhnlich rasche Antwort eines Buchhändlers, dem ich mein Manuscript angeboten, tröstete mich über den Erfolg, und wir rüsteten uns am Ende des zweiten Monats, unsere Selbstverbannung aus Berlin aufzugeben. In einer stattlichen Prozession, die außer uns Beiden noch in einem Bauernjungen bestand, der unsern Koffer trug, begaben wir uns an den Stahlbrunnen, letzten unsere Lippen an einem stillen Abschiedstrunk, bereicherten den Eisengehalt des Quells dadurch, daß wir die letzte Tinte von den Fingern wuschen, und begaben uns dann zu dem Posthalter, dessen Rosse uns jetzt in stolzem Trabe in die Residenz zurückbrachten. Es war eine unvergleichliche Saison und ich blicke auf sie und den herrlichen Gesundbrunnen gegen Geldkachexie noch heute mit Vergnügen zurück.

XVI.

Das schöne Geschlecht.

Unter den unzähligen menschlichen Irrthümern, die sich wie eine ewige Krankheit weiter fortpflanzen, steht obenan in erster Reihe die alte Eintheilung der Sterblichen in ein starkes und ein schönes Geschlecht. Es ist nicht unseres Amtes, eine neuere, auf bessere Indicien gegründete Eintheilung aufzustellen, denn jeder letzte Begründer einer Classification hat vor seinem Nachfolger zu zittern, und das Vergnügen des Spruches: divide et impera kann nur für ein Geschlecht von Napoleoniden Reiz besitzen; wir müssen uns darauf beschränken, den Irrthum nachzuweisen und zu widerlegen. Dann beginnt das Werk größerer, schaffender Geister, also jedes Lesers, der das gehörige Selbstbewußtsein besitzt.

Schon oft stiegen uns Zweifel daran auf, ob die Frauen ausschließlich schön und die Männer ausschließlich stark zu nennen, oder ob nicht vielmehr in großen Städten diese Beiwörter umzutauschen seien. Bessere und ältere Beobachter mögen über die Töchter Eva's entscheiden, wir halten uns an die Söhne Adam's und behaupten, daß sie gegenwärtig alle möglichen Ansprüche erheben, den Damen jenen schmeichelhaften Titel streitig zu machen. Jeder, der einmal in der Nähe colossaler Spiegel, wie sie in Spielbädern, in den Foyers neuerer glänzender Theater und im Kroll'schen Vorsaal zu Berlin aufgestellt sind, Posten ge-

faßt hat, wird sich nach einer Viertelstunde vollständig überzeugen, daß die Damen zunächst bei weitem freier von dem schweren Vorwurf der Eitelkeit sind, als die Männer. Durch eine Säule gedeckt, beobachtet man die in den Saal eintretenden Personen. Die Frauen und Mädchen gehen an der verführerischen, anderthalb Grenadiere hohen und zwei Falstaffe breiten silbernen Fläche vorüber und werfen nur einen flüchtigen Blick hinein. Sie treiben den Cultus der Aeußerlichkeit mit einem unerschütterlichen Glauben an sich selbst: sie sind tief überzeugt, daß sie schön sind, und die Qualen des Skepticismus berühren ihre starken Seelen längst nicht mehr, seit sie in häuslicher Verschwiegenheit die Toiletten-Angelegenheiten sicher geordnet haben. Anders die Mannschaften. Von zehn Jünglingen werden mit Bestimmtheit neun vor der Schönheitsfalle im goldenen Rahmen stehen bleiben, in die Tasche greifen, Kamm und Haarbürste, diese Geräthschaften, welche der jüngere cultivirte Europäer stets, wie der Chinese sein Schreibzeug, und der biedere Montenegriner sein langes Messer, bei sich trägt, hervorziehen, das Auge mit durchbohrendem Blicke in den Spiegel graben, und das Ebenmaß des Gelockes ihrer Göttergestalt mit geübter Hand wieder herstellen. Diese, ihre Schädel-, Backen- und Schnurrbärte striegelnden Epigonen des Antinous und Narciß (nicht bei Brachvogel, sondern bei Ovid in den Metamorphosen) sind nämlich weit entfernt von jener klassischen Sicherheit der Frauen. Obgleich die Erzielung eines schönen Effectes durch ihre männliche Persönlichkeit das höchste Ziel ihrer irdischen Wünsche ist, wühlt in der Tiefe ihrer ge-

heimsten Gedanken doch zu viel Problematisches, und sie überzeugen sich so oft als möglich durch persönliche Inspection von ihrem Reize, wie ein kleiner Junge, der die erste Uhr geschenkt erhalten hat, fortwährend an die Tasche fühlt, ob sie noch da ist, oder sie herauszieht und sieht, ob sie noch geht. Ein schönes weibliches Wesen will Einen — wenn wir weiter gehen wollen, höchstens Einige fesseln; der schöne Mann will Alle, nicht etwa fesseln, nein, von dieser Schwächlichkeit der Bescheidenheit ist er frei, besiegen, überwältigen, hinreißen, bis zur Verzweiflung bringen. Diese Eroberungssucht und die dunkle Ahnung, daß es mit seiner Unwiderstehlichkeit nicht ganz sicher stehe, treiben ihn überall vor die Spiegelgläser und verleihen seiner Physiognomie das, was man einst in einem poetischeren, weniger mit Staatspapieren und Staatsformen beschäftigten Zeitalter, Weltschmerz, auch Europa-Müdigkeit nannte.

Man wird sich nicht mehr über die kleinen Koketterien der Frauen ereifern, man wird mit ihren allerliebsten Schwächen der Liebenswürdigkeit Nachsicht haben; wenn man den Musterknaben des neuen schönen Geschlechts mit Gewissenhaftigkeit studirt. So oft hat man sich über arme fleißige Pedanten, über ehrliche betriebsame Philister lustig gemacht, so oft alle sonstigen Untugenden des bärtigen Geschlechts schon in den grauen Vorzeiten in ein Meer von Hohn und Spott getaucht; es ist Zeit, daß der moderne Adonis, der Schönheitsmensch der Gegenwart, nicht länger verschont bleibe. Wenn man das Dasein eines besprechenswerthen Menschen biographisch behandelt und

zu dem Abschnitt gelangt, welcher für die Beschreibung seines täglichen Lebens bestimmt ist, pflegt man, der Logik nach, mit dem Betragen dieses Menschen in den Morgenstunden anzufangen; unsern Mann müssen wir schon vor Mitternacht beobachten. Seine Reize sind dem Fleische des etwas zähen Auerhahns vergleichbar; sie müssen schon zwölf Stunden vorher gehörig appretirt werden. Der köstliche Jüngling beginnt vor Schlafengehen eine förmliche Mumisirung seiner Persönlichkeit, als ob er in einem Sarge aus Sykomorenholz begraben und noch nach vier Jahrtausenden die Nachwelt durch seine Schönheit in Erstaunen versetzen sollte. Zuerst wäscht er sich mit filtrirtem Regenwasser, dann mit einer nach dem Duft der Lilie benannten Essenz, wobei alle Fleckchen und Unebenheiten der Haut noch mit besonders heilkräftigen Extracten und ausbleichenden Mixturen behandelt werden. Nach dieser Introduction schreitet er zur Pflege seines Haarwuchses, denn wir nehmen an, daß unser junges Mitglied des schönen Geschlechts noch im Besitze jener Vegetation ist, mit welcher die Leidenschaften der modernen Menschen ebenso grausam umzugehen pflegen, wie einst unsere Vorfahren mit den Waldungen der Gebirge. Der ausgezeichnete Jüngling wird von einem solchen schweren Tadel nicht getroffen; er ist in jeder Hinsicht ein vortrefflicher Forstmann. Wo auf seinem Haupte oder Gesichte etwas wachsen will, pflegt er es mit wissenschaftlicher Liebe und mit der Zärtlichkeit eines Gärtners, der für eine Blumen- und Fruchtausstellung seltene Exemplare erzieht. Alle haarfreundlichen Erfindungen von Frankreich und England, die Oele Rowlands

und die Balsame Dupuytren's, die Bürsten und Kämme, die Striegeln und Schwämme, der Essig und das Honigwasser der Pariser Gesellschaft für Gesundheitskunde und Kosmetik, Kalydor und die schwärzeste Bartwichse Ungarns liegen auf dem Toilettentische; ein Naturmensch, dessen Frisirwerkzeuge nur in seinen ausgebreiteten zehn Fingern bestehen, würde nicht ein Stück dieses Apparates in seiner mysteriösen Zweckmäßigkeit begreifen. Aber auch mittelst der aufmerksamsten Beobachtung dringt keiner in dergleichen Toiletten-Geheimnisse; nur durch Tradition pflanzen sie sich von Geck zu Gecken fort. Die letzte Operation besteht in der sorgfältigen Verhüllung des edlen Hauptes durch ein ostindisches Taschentuch. Hierauf zieht der Dandy über die mit Mandelcrême gewaschenen Hände ein Paar dänische Handschuhe und streckt sich mit dem beruhigenden Bewußtsein des römischen Titus: „diem non perdidi" auf seine Schlummerstätte aus. In seinen Träumen umgaukeln ihn Grazien und Amoretten; hat er stark zu Nacht gespeist, so fühlt er sich wohl als Ganymed von einem Adler, seiner Schönheit wegen, gen Himmel getragen, und thut jenen plötzlichen Fall aus furchtbarer Höhe, der gewöhnlich dem Erwachen vorhergeht.

Sobald die Sonne so hoch gestiegen ist, daß sie zwischen die Bettvorhänge des Jünglings sehen kann, beginnt sein schweres Tagewerk. Es liegt ihm ob, seine Erscheinung am Horizonte eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums vorzubereiten. Nach mehrstündigem tiefsinnigen Nachdenken hat er sich endlich für den Rock, die Weste und Inexpressibles des Vormittags entschieden,

das letzte widerspenstige Haar ist beruhigt, der Pariser Hut mit unendlicher Koketterie, ein wenig schief, vielleicht in einem gefallsüchtigen geistreichen Winkel von 88 bis 89 Grad auf den Kopf gesetzt, die zierlichen Hände schwingen das Röhrchen mit dem Elfenbeingriff, und das Weltwunder begiebt sich in das besuchteste Kaffeehaus an einem Kreuzwege des großstädtischen Verkehrs. Die Art, wie der Kaffee verzehrt wird, ist mustergiltig und erregt die Bewunderung und den Neid der grünen Handelsjugend, deren männliche Reize noch nicht so gründlich geschult, so akademisch modellirt sind. Die Kellner, ein Menschenschlag, der für das ästhetisch Schöne einen stets regen Sinn bewahrt, vernachlässigen die übrigen Gäste, und prägen sich jede Bewegung des unvergleichlichen Wesens ein. Mit welchem vollendeten Anstande er die Cigarre raucht und den Dampf mit Genialität durch die Nase in die Luft bläst, wie er leicht und ungezwungen die Modezeitung mit den Rebus und schreckenerregenden Charaden in der Hand hält! Jede Bewegung ist auf die unglücklichen Damen berechnet, welche unbesonnen genug sind, an diesem gefährlichen Punkte vorüberzugehen. Wie der Ameisenlöwe sitzt der schöne Mann in dem Trichter seiner Reize, und verzehrt die unschuldigen Frauenherzen, die hinabrollen. Nachdem er seinem Schädel die Wissenswürdigkeiten des Stadtklatsches eingeprägt, und von ihm ähnlichen, aber noch unvollkommeneren Satelliten einige wichtige Mittheilungen empfangen hat, bestreicht er die Promenade mit einem Kreuzfeuer seiner vernichtenden Blicke. Wenn die Politiker zuerst in die neuesten telegraphischen

Depeschen, die Börsenmänner in die eben angekommenen französischen und englischen Notirungen blicken, so richtet das junge männliche Geschlecht zuerst die Augen auf die Farbe und den Schnitt seines Rockes, das Muster seines Beinkleides, den Knoten und den Stoff der Halsbinde. Er ertheilt dadurch die Parole und das Feldgeschrei der Mode für die nächsten acht Tage, und der Sterbliche wird von seinen Mitbürgern vor allen glücklich gepriesen, der ihm durch irgend einen Zufall schon jetzt äußerlich etwas ähnlich sieht.

Nach der Promenade schwebt der Falter zu mehreren Künstlerinnen, die er protegirt und zuweilen beschenkt. Nie erscheint er vor ihnen ohne Blumen; im Winter, wenn die Preise derselben unerschwinglich sind, nie ohne Chocoladen-Pastillen, gefüllte Bonbons oder ähnliche Confitüren, die den Wohllaut weiblicher Stimmen nicht beeinträchtigen. An den Stufen des Thrones dieser Grazien findet er eine Anzahl Gesinnungs-Genossen, mit welchen er längst einen geheimen Bund des schwärmerischen Einverständnisses geschlossen hat. Alle ernsten Väter warnen ihre Söhne vor diesen müßiggängerischen Taugenichtsen; nur die ernsten Väter der Bühne harmoniren, und trinken mit ihnen sogar aus einem Glase, wenn jene die ganze Flasche bezahlt haben. Um die Mittagszeit verschwindet das Vorbild der feinen Männer aus der Oeffentlichkeit. Nicht als ob er an den gemeinen Freitischen, deren Wohlthaten armen Studirenden zu Gute kommen, seinen täglichen Unterhalt fände; nein, er speist an Freitischen, wo ihm seine Wirthe, als arme Studirende seiner gewählten Manieren, gegen-

über sitzen. Die gelehrten Schriften über den Umgang mit Menschen, von Knigge an bis auf den Lebemann in der Westentasche, mögen viel Gutes enthalten; die eigentliche Praxis des Verkehrs enthalten sie nicht. Die Kunst, mit Grazie Austern zu essen, Artischocken mit Eleganz zu zerlegen, Krebse anatomisch richtig mit Messer und Gabel zu seciren, eine Poularde zu tranchiren, Champagner regelrecht und mit vollendeter Sicherheit einzugießen, wird Niemandem angeboren. Man mag, wie zur Dichtkunst, eine gewisse Anlage dazu auf die Welt mitgebracht haben; die eigentliche Kunst: das Können, läßt sich nur durch die unablässige Beobachtung der Meister erlernen. Feingesinnte Familien von ausreichenden Mitteln ziehen deshalb unseren Techniker bei allen feierlichen Gelegenheiten an ihre Tafeln, wo er in mechanischer Hinsicht für die Unterhaltung und Belehrung der Gäste zu sorgen hat, während den Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die man gleichfalls abspeist, die Sorge für das geistige Wohlsein der Anwesenden anheimfällt.

Nach dem Diner muß unser wichtiges Mitglied der Gesellschaft die Idee der Schönheit im Theater aufrecht erhalten. Er stürzt deshalb, getragen von den Flügeln eines Sturmwindes, so stark ihn nur ein Fiaker herzustellen vermag, nach Hause und macht die erforderliche Abendtoilette. Sie ist die wichtigste des Tages, denn sie pflegt mit bewaffnetem Auge betrachtet zu werden. Der Jüngling erscheint gern schwarz, um die interessante Blässe seines Antlitzes, das tadellose Weiß der Wäsche und Handschuhe am vortheilhaftesten hervorzuheben. Sobald er im

Zuschauerraum, sei es unten, sei es in einer Loge des ersten Ranges, bemerkt wird, bemüht er sich um schöne akademische Stellungen, oder bildet mit anderen herrlichen Jünglingen malerisch und plastisch tadellose Gruppen. Gewöhnlich ruht er mit einigem Abandon hingegossen im Armsessel; nur das Auftreten einer Berühmtheit regt ihn zu sanft gerundeten Gebehrden des Beifalls an. Meistens applaudirt er nicht: nur in Momenten allgemeiner Beifallsraserei wird er seinen Grundsätzen der edelsten Selbstbeherrschung treulos.

Nach der Vorstellung verschwindet er mit irgend einem pantomimisch bedeutungsvollen Effect aus dem Corridor. Aber er verschwindet zuweilen auch, und zwar meistens während der Brunnen- und Badesaison, auf eine unerklärliche Weise aus der Gesellschaft. Seine Feinde versichern dann, daß er ascetischen Uebungen im Schuldgefängnisse obliege, und seine ramponirte Physiognomie widerspricht bei seinem Wiederauftreten auf der Bühne des Lebens keineswegs diesen böswilligen Behauptungen. So lebt er beinahe ein Jahrzehent, als die Freude der Grazien; dann aber, nach Verzehr der letzten Hilfsmittel, beginnt seine Metamorphose aus dem schönen in das starke Geschlecht, und man bemerkt ihn gelegentlich nur noch mit verwirrtem Haupthaar in einem abgetragenen Rock, wenn er die Runde macht, seine ehemaligen Gönner um ein kleines Darlehn anzusprechen.

XVII.

Berliner Jagd.

Als die Baulust vor den Thoren Berlins noch nicht so um sich gegriffen hatte, wie heute, als dicht an unsere Stadtmauer, dieses Stiefkind der chinesischen Mauer, dem gleichfalls recht bald die Großmächte der modernen Bildung zu Leibe rücken mögen, noch Getreidefelder stießen, gehörte die Familie Lampe zu den Vorstädtern Berlins. Wenn man gleich nach der Einfuhr des Getreides einen Morgenspaziergang auf irgend einem Fußpfade quer durch die Stoppeln machte, begegnete man zuweilen mehr als einem Dutzend geachteter Mitglieder jenes alten Hauses, das ungeachtet endloser blutiger Verfolgungen noch immer blüht und durch eine Allianz mit Sahne, Butter und Sauerkraut die Menschheit in Entzücken versetzt. Sie belustigten sich auf dem wellenförmigen Terrain vor dem Rosenthaler Thore und dessen Nachbaren durch Wettrennen und Springen, und trugen so wenig Scheu vor dem Menschen, daß eine schöne Sage von einem jungen Philosophen kleiner Statur erzählt, der in Nachdenken versunken und in einen braunen Paletot gehüllt, am Wege sitzend, von einem Hasen für seines Gleichen gehalten und in ein munteres Spiel verwickelt wurde, welches damit endete, daß der überraschte Philosoph den leichtsinnigen und kurzsichtigen Lampe bei den Löffeln ergriff und gefangen nach Hause brachte.

Auf dem Schauplatze dieses Mythos tummeln sich jetzt Schaaren von Bauhandwerkern, Stadttheile werden abgesteckt, Ziegel gestrichen, und die Waaren-Credit-Gesellschaft beutet dort die märkische Scholle in glücklichen Spekulationen aus, ohne auf Lampe, den Ureinwohner, Rücksicht zu nehmen.

Wie die Indianer vor den Pionieren des Landbaues in Amerika, müssen auch die Hasen Berlins, wenn nicht vor der Axt und Flinte, so doch vor dem Spaten und der Mauerkelle allmälig zurückweichen. Schon muß man sich weiter von den Thoren der Stadt entfernen, wenn man den Stamm Lampe nicht blos ohne seinen haarigen Oberrock und in Strümpfen auf dem Markte, sondern in frischer Thätigkeit des Lebens und Wirkens erblicken will.

Die Zeitungsnachrichten über die Bildung von Parforcejagd-Vereinen in verschiedenen Gegenden unseres civilisirten und christlichen Vaterlandes regen nun den Schreiber dieser Zeilen an, aus seinen letztjährigen Beobachtungen einige heitere Beiträge zur Behandlung der Jagd des Hasen in der Umgegend Berlins zusammenzustellen. Die Sanftmuth und echte Menschenfreundlichkeit, mit der zuweilen das Leben Lampe's des Hasen beinahe angenehm gemacht wird, bildet einen zu wohlthuenden Gegensatz zu den blutgierigen und thierquälerischen Intentionen der vornehmen Freunde von Parforcejagden. Etwa eine starke halbe Meile von der Stadtmauer wohnt ein biederer Mann mit seiner Familie, welche er von dem Ertrage eines kleinen Besitzthums großzieht. Da die Einkünfte nicht in allen Sommern für die Bedürfnisse des Winters

ausreichen, so haben die guten Leute sich entschlossen, Spaziergänger aus der Stadt zu empfangen und für geringes Geld mit ländlichen Erfrischungen zu bewirthen, ohne sich auf eine geregelte Gastwirthschaft einzulassen. Bei schönem Wetter kann man, ungestört von lärmenden Gesellschaften, Blechmusik und tobenden Kinderhaufen, bei einfacher Kost den ganzen Tag in ihrem einfachen Garten zubringen, lesen, schreiben, einen kleinen Cirkel versammeln und behaglich die reine Luft genießen, welche zuweilen durch unsere weiten Straßen selbst bis in die Vorstädte dringt. Der Garten besteht aus einem kleinen parkartigen Buschwerk hinter dem Wohnhause, einer Abtheilung von hübschen Blumenbeeten und ungefähr zwei Morgen sorgfältig gehegten Bodens, auf welchem gutes Gemüse aller Gattungen für den Marktverkauf und eigenen Gebrauch gezogen wird. Dieser Raum wird durch eine leidlich dichte Hecke abgetheilt, an welche ein ansehnlicher Roggenacker grenzt.

So lange nun die Aehren auf dem Felde ihre schweren Häupter im Winde wiegen, wird man nur wenig vom Jagdthier gewahr. Der gute Lampe hat mit seinem braven Weibe genug mit der Jugenderziehung zu thun, um den menschlichen Umgang aufzusuchen und seine Nachkommenschaft mit den Unarten der heutigen Generation bekannt zu machen. Erst wenn die Sonne des Bartholomäustages niedergegangen ist und das Jagdrecht die gesammte Hasenjugend für mündig erklärt hat, und wie das Gesetz den Menschen den Waffen der Gerichte, den Schärfen des Verkehrs und der zweischneidigen Klinge des eigenen Ur-

theils durch eine Lossprechung im vierundzwanzigsten Jahre blosstellt, so der Flintenmündung und der Bratenschüssel preisgiebt, nähert sich der freigeborne Lampe seinen Freunden und stattet ihnen die ersten Besuche ab.

Es war am 25. August des vergangenen Sommers, als ich mit dem Besitzer des freundlichen Gartens gemüthlich bei einem Glase unvermischter Milch saß und mich von landwirthschaftlichen Dingen unterrichten ließ. Wir waren allein im Garten, und die noch in Norddeutschland anwesenden Vögelein befanden sich ungemein wohl in unserer Nähe und pickten dankbar die Brodkrumen vor unseren Füßen auf. Da stellte sich der Kutscher plötzlich seinem Herrn dar. Er schien feierlich gestimmt, trat an den Tisch, warf einen prüfenden, fast mißtrauischen Blick auf mich und sagte offenbar mit inhaltschwerem Sinne: „Der Hase ist im Hafer!"

Wenn bei anderen Gastwirthen um diese Zeit des Jahres eine ähnliche Meldung überbracht wurde, pflegte der Empfänger sofort aufzuspringen, die schon geladene Flinte zu holen und wenn es anging, Lampe um diese armselige Spanne von Leben zu verkürzen. Mein Gastfreund blieb dagegen sitzen und fragte nur: „Ist er fett?"

„Sehr!" antwortete der getreue Knecht, und der Herr fügte mit einem rührenden Blick des schwermüthigen Einverständnisses hinzu: „Na, dann ist es gut, du kannst gehen, Christian."

Mich wunderte diese unbegreifliche Entsagung, und ich sagte: „Sie hören, daß ein Hase in Ihren Stoppeln ist, und Sie bekümmern sich nicht mehr um ihn, als um einen

Schinken, der sicher in Ihrem Schornstein hängt und nur herabgenommen zu werden braucht, um gekocht zu werden; was heißt das, lieber Herr?"

„Das will ich Ihnen erklären," sagte der gute Mann, verschämt wie ein junges Mädchen, „ich darf nicht schießen!"

„Aber mein Gott, nach dem Jagdrechte —"

„Nein, mein Grundstück ist nicht fünfhundert Morgen groß!" antwortete belehrend der Wirth.

„Und deshalb müssen Sie die Hasen auf Ihrem Grund und Boden, so zu sagen, auf Ihrer leiblichen Nase, heiter umherspringen lassen, ohne darunter zu paffen?" rief ich mit dem Eifer eines Menschen, der für Menschenrechte ist und gern Hasenbraten ißt.

Der Wirth schüttelte ruhig und traurig den Kopf, dann deutete er mit dem Finger auf einige Apfelbäume, über welche der Giebel des Dorfschulzenhauses mit dem Storchnest darauf blickte. „Er ist nicht mein Freund!" lauteten seine erklärenden Worte.

„Sie lassen also die Hasen ganz und gar frei umherlaufen?" fuhr ich fort. Der Mann machte lächelnd die Augen zu, nickte mit dem Kopfe mehrmals nach hinten und sagte leise: „O!" als ob er sagen wollte, die Lebensstellung der Hasen sei darum keinesweges als eine gesetzlich gewährleistete zu betrachten. Dann lud er mich ein, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Lücke in der Hecke, ließen die Stoppeln des Roggens rechts liegen und kamen an den Hafer, der in Mandeln gereiht auf dem Felde stand. Hier erblickten wir nun in der Haltung eines

Gentleman Lampe den Aelteren. Er saß aufrecht, tändelte mit den langen Ohren oder Löffeln, wie die Herren Jäger sagen, und blickte verliebt nach einigen grünen üppigen Kohlblättern am Rande des Ackers. In einiger Entfernung von ihm saßen zwei jüngere Angehörige, die Söhnen oder Vettern des Alten glichen, aber uns keine Zeit zur Ergründung und Feststellung der verwandtschaftlichen Verhältnisse ließen, sondern das Panier ihres Stammes ergriffen und Fersengeld gaben.

„Da sitzt er," sagte der Wirth, auf den alten Hasen deutend, „so sehr ich mich auch anstrenge, ich kann den Verwüster nicht aus meinen Feldern bekommen. Seit einem Jahre mache ich alle möglichen Anstrengungen, ihn los zu werden, allein er kommt immer wieder. Ich kenne diesen Verräther an der kahlen Stelle auf der rechten Seite; sie rührt von einem guten Wurf mit der Kartoffelhacke her, als Christian ihn früh Morgens einmal im Schlaf überraschte!"

„Jetzt begab sich etwas Ungeheures!" würde Eugen Sue oder Alexander Dumas sagen. Caro, der kleine niedliche Wachtelhund des Hauses, war uns in einiger Entfernung gefolgt und jetzt nahe genug gekommen, um Lampe den Vater zu erblicken. So rasch ihn seine kurzen Füßchen auf dem ungleichen Boden tragen wollten, stürzte er auf den Fremdling los. Aber Lampe floh nicht, er betrachtete uns, nicht den wüthenden Verfolger, und schon glaubte ich, er beabsichtige, sich in ein Handgemenge mit Caro einzulassen, und wollte diesem in dem ungleichen Kampfe zu Hilfe eilen, als der würdige Rammler sich

langsam aufmachte, mit gewaltigem Satze zwei Kartoffelbeete des nebenan liegenden Feldes übersprang und dann im glänzendsten Hasenprestissimo am Horizont verstiebte. Caro verfolgte ihn einige Minuten lang, kehrte aber dann von der ruhmlosen Arbeit zurück, das Fell voller welker Kartoffelblätter und Haferstroh.

Wir gingen nachdenklich in den Garten zurück und sprachen — wie Leute, die morgen gehängt werden sollen, von allem Möglichen reden, nur nicht vom Strick — von der Ernte, von den Fruchtpreisen, von dem Werth des Bodens, von den Abgaben, aber nicht vom Hasen. Als ich mich jedoch verabschiedete, bemerkte ich mehrere geheimnißvolle Vorkehrungen, welche der getreue Christian traf. Mir wollte scheinen, als sähe man meine Entfernung gern, ich drückte also eilig dem Wirth die Hand, wobei ich mich über ein zwischen seinen Fingern verborgenes wunderliches Geflecht aus dunklen Pferdehaaren wunderte. Schon wollte ich mich erkundigen, ob man in dieser wasserlosen Gegend die Hasen vielleicht mit der Angel fange, allein eine Regung von Schaam verhinderte rechtzeitig eine so unbescheidene Frage, und ich überließ den biederen Besitzer ruhig seinen geheimen staatsklugen Plänen.

Als ich eine Woche später wiederkam, fand ich ihn nicht zu Hause. Ich lustwandelte in dem Garten und entdeckte bei meiner genauen Kenntniß des Ortes einige auffallende Unregelmäßigkeiten in der Gegend der Hecke. Da wo der Kohl am reichlichsten und gepflegtesten wuchs, nahm ich einige besonders ausgesuchte lockere Büschel wahr, die mit bemerkenswerther Zierlichkeit in die Erde gepflanzt

waren. Hart daneben befand sich, von Staub bedeckt und so unscheinbar als möglich aufgestellt, ein wunderlicher Apparat. Vorsichtig berührte ich mit dem Stocke die Kohlstaude, als sich blitzgeschwinde aus dem Staube ein feines, aber derbes Netz erhob und mit Kraft über mehr als einen Quadratfuß Fläche ausbreitete. Es glich den Vorkehrungen, welche man gegen die Spatzen anbringt, allein ich begriff weder seine Größe, noch den Grund, so spät im Jahre gegen Sperlinge feindliche Maßregeln zu ergreifen. Noch mehr wunderte ich mich, als ich die erwähnte Hecke an allen lockeren Stellen durch Strauchwerk und Dornen wohl verwahrt, an bestimmten Punkten aber dicht an der Erde kleine künstliche Oeffnungen fand, vor denen sehr niedliche Schlingen hingen, die mich an das letztbemerkte Geflecht aus Pferdehaaren erinnerten. Inzwischen war der Besitzer heimgekehrt. Er fand mich im Garten und in der Nähe seiner geistreichen Vorrichtungen. „Sie glauben nicht," sagte er ruhig, „was wir von den Mardern auszuhalten haben. Wir mußten überall Schlingen legen, wenn wir nur ein Huhn behalten wollten." Obgleich ich es sehr weise fand, wenn ein Mann seinen Hühnerhof zur besseren Bewirthung der Gäste gegen Raubthiere auf alle Weise zu schützen sucht, ging ich durch eine weiter nicht zu rechtfertigende Gedankenverbindung plötzlich auf unschuldigere Jagdthiere über, und fragte, ob mir und zwei zum Besuch anwesenden Freunden nicht an einem Tage der nächsten Woche ein kleines Mittagessen, dessen Hauptbestandtheil ein „Hasenbraten" sein sollte, bereitet werden könnte.

„O, warum denn nicht?" sagte der schlichte Landmann, „bis dahin schaffe ich den Braten. Wenn ich den Hasen nicht hier draußen kaufen kann, bringe ich ihn am nächsten Markttage aus der Stadt mit."

Ich sprach die Hoffnung aus, daß bei dem Ueberflusse an Hasen doch wohl ein befreundeter Jagdberechtigter einen guten Schuß thun werde, und er meinte nach einigem Bedenken, es sei nicht unmöglich, wenn schon er von der Geschicklichkeit der Schützen in der Gegend nicht viel halte.

An dem festgesetzten Tage fanden wir uns selb Dreien zu Tisch ein und wurden mit fröhlichen Gesichtern von allen Hausgenossen empfangen. Der Herbsttag war unendlich schön, von allen umliegenden Feldern wehte das Aroma der an den Bäumen hängenden Früchte und der kräftige Erdgeruch, in unsere Laube, wir sprachen von Reisen in Afrika, ein Freund, der dort gewesen, erzählte von den Löwenjagden des Franzosen Gerard; da kam die Schüssel mit den goldbraun gebratenen Gebeinen des friedfertigsten und flüchtigsten aller Verliebten. Unser Wirth hatte, als er über den Braten lächelte, einen seltsamen Ausdruck der befriedigten Rache im Mienenspiele.

„Ein trefflicher Hase!" rief der mit Afrika bekannte Freund, „haben Sie mehr Exemplare dieser vielversprechenden Spielart?" Der liebe Wirth antwortete nur sein merkwürdiges „Oh!" und beugte wie früher sein edles Haupt nachdrücklich in den Nacken.

Wir genossen die sterblichen Reste des Wildes und lobten einstimmig seine Beleibtheit ohne Härte und Zähig-

keit. „Nur über eins muß ich mich wundern," meinte der Afrikaner; „haben die Herren unter ihren Portionen ein Schrotkorn, überhaupt die Andeutung eines Schusses gefunden?"

Wir versicherten, nichts bemerkt zu haben. Der Wirth schien eine aufsteigende Verstimmung zu bemerken und sagte als ein vorsichtiger Mann gleich: „Bitte, meine Herren! Sie vergessen den Kopf, der Hase war durch den Kopf geschossen!"

„Ein sonderbarer Schuß auf einer Hasenjagd!" meinte der Freund, „am Ende ward dieser Lampe, wie König Duncan, im Schlafe gemordet!" Wir ließen das Gespräch fallen und gingen zu andern Gegenständen über. Nur mir gestattete der wahrscheinlich gemeuchelte, nicht auf dem Felde der Ehre gefallene Lampe keine Ruhe. Ich sah fortwährend sein Gespenst vor mir, das die kläglichen Jammerlaute eines in Todesnöthen befindlichen Hasen ausstieß. Peinliche Gedanken über Berliner Jagdmanieren gingen mir durch den Kopf; ich fand in einer wunderlichen Laune selbst eine Parforcejagd, wo man Hirschen, Pferden und Hunden die galoppirende Schwindsucht an den Hals jagt und mit Menschengebeinen ein frevles Glücksspiel treibt, ritterlicher und löblicher, als die muthmaßliche Banditenjagd des Wirthes.

Zufällig ging ich später am Stalle vorüber. Ein munteres Fohlen wieherte mir entgegen und ich trat ein, um das hübsche Thier zu streicheln. Neben dem Bette Christians hing, halb versteckt von Pferdedecken, ein — Hasenfell. Mit scheuer Hand hob ich es auf — die kahle Stelle

auf der rechten Seite, die Folge des Wurfes mit der Kartoffelhacke, war nicht zu übersehen!

Auch in diesem Jahre habe ich den anmuthigen Garten besucht, und mich mit dem Wirthe von der Jagd und den jetzigen Unbequemlichkeiten der Städter hinsichtlich des Wildkaufes unterhalten; einen Hasenbraten haben wir Alle nicht wieder bei ihm verzehrt.

XVIII.

Zur Naturgeschichte der Räthe.

Vor geraumer Zeit drückten die Fliegenden Blätter den Berliner Segen an Geheimen Räthen sehr glücklich durch eine höchst einfache Zeichnung aus. Ein Herr stand vor einem großem Hause in der Linksstraße und schien, der Unterschrift nach, mit überlauter Stimme die Worte: „Wohnt hier der Geheime Rath X.?" ausgesprochen zu haben. Nun sah man aber nicht allein aus jedem Fenster der vier Stockwerke, sondern auch aus allen Dachluken und Kelleröffnungen, ja selbst aus den Schornsteinmündungen, bejahende Gesichter mit einem unverkennbar bureaukratischen Ausdruck blicken, und sich dem Fragenden vorläufig vorstellen. Wenn auch aus dieser Darstellung eine muthwillige Uebertreibung spricht, berührt sie doch mit Genauigkeit einen der merkwürdigsten Punkte des ge-

sellschaftlichen Lebens in der norddeutschen Hauptstadt. Es ist eine Thatsache, daß ein ansehnlicher Theil ihrer Einwohner theils schon zu der Klasse der „Räthe" gehört, theils alle möglichen Anstrengungen macht, es durch eigenes Bemühen oder fremde Gnade zu werden.

Das Geschlecht der Räthe umfaßt eigentlich, wie das Geschlecht der Katze (Felis) die meisten Raubthiere in sich schließt, beinahe sämmtliche Mitglieder des Beamtenstandes, und es dürfte kein menschliches Individuum auf der bureaukratischen Laufbahn geben, das nicht bei hinlänglich langem Leben es entweder noch bis zu dem Titel „Rath" brächte, oder denselben in einer früheren Stellung bereits genossen hätte. Es giebt ganz kleine, höchst unbedeutende Räthe, die ihr Leben unter regelmäßiger Anfertigung von sauberen Abschriften zubringen, und mächtige Räthe von fast ministerieller Gewalt, die ihre eigene Hand kaum mehr lesen können, und sich als Dictatoren nur noch fremder Federn bedienen. Zwischen diesen beiden Punkten des Anfangs und Endes dehnt sich die große Stufenleiter unseres Mandarinenthums aus, denn in Wahrheit und Wirklichkeit stellen die Räthe bei uns dasselbe vor, was die jetzt zur europäischen Cultur bekehrten Chinesen mit jenem lieblichen Worte zu bezeichnen versuchen.

Die Schulgelehrsamkeit, die mehrfachen Examina und Probe-Arbeiten, die Auszeichnungen der hohen Obrigkeiten, alles erinnert einen unbefangenen Zuschauer an das Reich der Mitte, und die norddeutschen Mandarinen selber zeigen viele mit ihren asiatischen Amtsgenossen übereinstimmende Eigenschaften. Wie alle katzenartigen Raubthiere,

werden auch alle kleinen Räthe an einer bestimmten Haltung, an einer gewissen Art der Bewegung erkannt. Das Bewußtsein, unendlich hoch über den gewöhnlichen Chinesen ohn'e Rang und Amt zu stehen, verleiht ihnen einen edlen Stolz, während die geheime Wissenschaft, daß sie tief unter ihren mächtigeren Amtsgenossen rangiren und in allen wichtigen Angelegenheiten nichts zu sagen haben, andererseits auf ihre Stirn den Stempel der Demuth drückt. Dieser fortwährende Kampf zwischen Stolz und Demuth, Anmaßung und Selbsterniedrigung, verleiht ihnen das eigenthümliche, mit nichts zu verwechselnde Gepräge von unbefriedigten Denkern. Erst wenn sie ganz aus dem Staatsdienste geschieden sind, auf allen weltlichen Hochmuth verzichtet haben, und eine maßvolle Pension beziehen, kehrt süße Harmonie in ihr Seelenleben ein, und der Rath wird eine angenehme, liebenswürdige Persönlichkeit. Der genannte innere Kampf während seines staatlichen Ehrgeizes geht nicht ohne beklagenswerthe Beeinträchtigung seiner Leber und Galle vor sich. Sehr viele Räthe müssen deshalb jährlich die Brunnen von Karlsbad oder Marienbad trinken; allein sie begnügen sich auf Grund der geringeren Ausgabe meistens mit den künstlichen Nachbildungen dieser edlen Naturtropfen, wie sie in dem Berliner Brunnengarten verabreicht werden. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie bei ihrer Gewohnheit, alle irdischen Angelegenheiten auf eine künstlich geschäftsmäßige Manier zu ordnen und schlichten, das chemisch zusammengebraute Wasser wirklich für besser, reiner und wirksamer halten, als die Spenden der böhmischen Bergtiefen. Die Gesichts-

farbe der unteren Räthe ist von vielem Sitzen, Arbeiten und verschlucktem Aerger hämorrhoidarisch gemsfarben, höher im Range hinauf wird sie bleicher, postpapierartiger, bis sie in den obersten Chargen, wo die Arbeit nicht mehr das Maaß der Kräfte überschreitet, sondern nur als eine gedeihliche Förderung des Actes der Verdauung auftritt, einen zarten Carminhauch annimmt, der von der Nasenspitze, seinem natürlichen Mittelpunkte, ausgeht, und hier einige Frühlingsblüthen sprossen läßt.

Immer lieben sie es, als ob ihr Titel wirklich einmal zur That werden und Jemand sie um R a t h fragen könnte, sich in einen geheimnißvollen Nimbus zu hüllen und öffentlich gleichsam unter der Last eines schweren Problems, einer nicht mitzutheilenden gefährlichen Thatsache zu erscheinen. Deshalb umhüllen sie den Hals gern mit diplomatischen weißen Halsbinden, tragen sich schwarz, wenn auch zuweilen etwas abgeschabt, und sprechen nur das Allernothwendigste mit leiser, ruhiger Stimme. Schnupftabacksdosen von den verschiedenartigsten Metallen oder Mineralien unterstützen ihre gemessene Haltung, und dienen ihnen dazu, in bedenklichen Augenblicken die Aufmerksamkeit von ihrem Gesichte abzulenken und inzwischen ihre wichtige Persönlichkeit anderweitig in Scene zu setzen. Trotz ihrer sitzenden Lebensweise leiden sie heftig an Hühneraugen, brauchen alle Geheimmittel gegen dieses Uebel durch und tragen Feuereimern ähnliche Stiefel.

Die Räthe gehören zu den ordentlichsten, aber in den unteren Klassen selten zu den interessantesten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft. Sie verstehen es, musterhaft

mit ihrem kleinen Gehalt auszukommen, als gehorsame Untergebene eines oft harten und launischen Chefs fügen sie sich vortrefflich in das Pantoffel-Regiment der Frau Gemahlin und ertragen geduldig die musikalische Clavier- und Solfeggien-Despotie der Fräulein Töchter, gehen mit ihren kleinen Söhnen auf die Schmetterlings- und Käferjagd, und rauchen resignirt eine Sorte Cigarren, die sich nur für den Urwald oder für Höhen 12,000 Fuß über der Meeresfläche eignet.

Wenn der Rath eine Anzahl von Jahren seinem Landesherrn treu und ehrlich gedient hat, so ernennt man ihn zum Geheimen Rath. Dieses Beiwort kann zu allen mit dem Worte „Rath" verbundenen Bezeichnungen des engeren Faches gefügt werden, und bezeichnet nur einen höheren Rang in der Beamtenwelt, nicht aber einen höheren Grad von Einfluß. Erst wenn der Rath bis zum wirklichen Geheimen Rath emporgestiegen ist, kann er sich für eine, in Staatsdingen wichtige und einflußreiche Persönlichkeit halten. Aber es bleibt ebenso unmöglich, daß sich aus jedem schlichten Rathe ein wirklicher geheimer entwickelt, wie aus jeder Raupe ein schöner bunter Schmetterling. Der Geheime Rath ist nun eigentlich diejenige Charge, wegen welcher Berlin berühmt ist, und die, als am zahlreichsten vorhanden, die meiste Aufmerksamkeit sorgfältiger Beobachter des Auslandes auf sich zieht. Sobald er ernannt ist, sucht er sich einen feinen Ton von leiser Ironie anzueignen, weil ein Mann von seinem geistigen Gehalt nicht wohl die Dinge dieses irdischen Jammerthales

unter einem anderen Gesichtspunkte erblicken darf. Ein bleibendes Lächeln greift im Umkreise seiner Lippen Platz und wird durch das glättende Scheermesser eines sorgfältigen Barbiers täglich kunstgerecht herausbossirt. Das Haar liegt schlicht an den Schläfen und bedeckt nur nothdürftig die hohe Stirn des genialen Mannes. In den Augen schwimmt eine sanfte Träumerei und die etwas schiefe dünne Nase schnaubt in unbewachten Augenblicken nach höheren Regionen. Sehr viele Geheime Räthe werden durch den gemeinen Lauf ihres Berufes nämlich nicht befriedigt und beschäftigen sich in der Stille mit den Wissenschaften und Künsten. Die Mehrzahl gehört wenigstens zu den Kunstkennern; die begabtesten beschäftigen sich mit den schönen Wissenschaften. Es giebt keinen Verein zu irgend welchem Zwecke, in welchem sie nicht Rollen spielten und Reden hielten. Sie sind nicht allein meistens begabte Menschen, sondern die Standesehre schärft auch obenein ihr Selbstgefühl und erleichtert ihnen ein öffentliches sicheres Auftreten.

Eben darum wird man es verzeihlicher finden, wenn sie auf alle sonstigen Leistungen außerhalb ihres Kreises mit einiger Verachtung blicken, und allein mit denen ihrer Söhne und Vettern zufrieden sind. Was sie in der Dichtkunst zu Stande bringen, wird schlechtweg die Geheimeraths-Poesie genannt, und lehnt sich an den Styl der letzten Epoche des großen Goethe an. Der einfache Freund der Dichtkunst nährt einen geheimen Abscheu dagegen, und man kann diesen nicht ganz mißbilligen. Die Geheimen

Räthe und ihre Nachkommen werden nicht durch Funken des Talents, sondern durch Lektüre Poeten. Sie bilden sich nach großen Mustern, und da ihr Wachs niemals recht biegsam gewesen ist und noch weniger in Fluß gerathen will, erinnern sie an die Exemplare in Herbarien. Der Laie sieht allerdings eine Pflanze vor sich, allein nur in den Augen des Theoretikers hat das grausam zwischen Löschpapier, auf dem Wege der Erquetschung hingemordete Exemplar einen Werth. So auch übersetzen die Geheimen Räthe die schönen Gefühlsregungen der lebendigen Menschenbrust in dürre und starre Constructe. Jeder leidliche Kenner literarischer Fabrikate wird die neuesten Beispiele zu dieser Angabe sich selber nennen können. In der Musik sind die Geheimen Räthe bei Mendelssohn, dem „letzten Künstler", stehen geblieben, und haben durch ihre Theecirkel das Meiste dazu beigetragen, einen jungen talentvollen Nachwuchs zu erziehen, der in der knechtischen Nachahmung dieses großen Meisters nicht leben und nicht sterben kann. In der Malerei schwärmen sie natürlich für Raphael, und in der Bildhauerei für die Antike. Sie arbeiten häufig im Stillen an Kunstblättern mit 200 Abonnenten, dergleichen nur in Norddeutschland ein ästhetisches Treibhausleben fristen, und verrathen in allbekannten Sachen der Gegenwart eine Unwissenheit, die oft die jüngsten Dilettanten lachen macht. Denkmalstifterei, Festesserei und Rederei, Jubiläums-Toaste und Aufzüge, Festspiele und Prologe bilden ihre besondere Liebhaberei. Bei allen Sammlungen zu architektonischen Zwecken stehen sie mit

mehreren Thalern obenan, und in allen Comité's sitzen Mitglieder aus ihrer Gilde. Vereine unter einander lieben sie leidenschaftlich. An warmen Sommerabenden kann man sie, gleich einer Abart ruhiger und schweigsamer Rohrsperlinge oder Frösche, zu Zwanzigen bei einander sitzen sehen. Auch wohnen sie gern in bestimmten Straßen, die sich durch äußere Einförmigkeit, Helligkeit, Staub und Stille auszeichnen. Ihr Typus ist so bestimmt, daß ein großer Maler, der durch Zufall dazu gekommen war, eine Anzahl von Geheimen Räthen kurz nacheinander in Oel zu malen, für lange Zeit verdorben war, und nicht wieder unbefangene Civilgesichter und Figuren malen konnte. Sie wurden stets für Geheime Räthe gehalten, und dies verdroß den Meister so sehr, daß er mehrere Jahre hindurch nur Pferde und Hunde malte, wodurch endlich die glückliche Unbefangenheit seines Pinsels vollständig wieder hergestellt wurde.

Neben diesen geachteten Herren der Bureaukratie, Justiz, Kirche und Medicin giebt es aber doch eine eigenthümliche Klasse von Räthen, die keine andere Universität, als die der Börse besucht, und von Werken ihrer Feder nichts aufzuweisen haben, als Wechsel. Zu diesen gehören die Commissions-, Commerzien- und Geheimen Commerzienräthe. Sie sind der Pfahl im Fleische des Handelministers, auf daß ihm nicht zu wohl werde. Wenn ein Mann nach langen Conflikten von „Soll und Haben", endlich mit einem ansehnlichen Vermögen in's Reine gekommen ist, sich auf eine hervorragende Weise in der Stadt angebaut hat, und

eine gewisse Anzahl von Diners für einflußreiche Männer geben kann, trachtet er nach dem Titel eines solchen Rathes. Es hat darunter Leute gegeben, die notorisch nicht lesen und schreiben konnten, und über die Mehrzahl der Worte im deutschen Lexikon in vollständiger Ungewißheit schwebten. Ferner findet man ganze Familien, die nur aus Commerzienräthen bestehen, und in den Geschäftslokalen einander bis zum höchsten Grade der ausgesprochenen Seekrankheit mit diesem Titel becomplimentiren. Fortwährend arbeitet eine Generation im Stillen an der Erlangung des erwähnten Grades im Mandarinenthum des Handels und der Industrie. Was ein studirter Geheimer Rath tief unter seiner Würde halten, wozu er sich niemals herbeilassen würde, das vollbringt der Commerzienrath und seine „geheime" Schattirung täglich mit Leichtigkeit. Dem Pepitaschwindel haben nur gewisse Commerzienräthe die nöthige Gediegenheit und Dauerhaftigkeit gegeben. Der Commissions- und Commerzienrath ist nur eine wilde Abart der Rathsklasse und weicht in den äußeren Anzeichen auffallend genug von ihr ab. Er trägt kostbare Pelze, spricht die deutsche Sprache mit einem leisen Accente des westlichen Asiens, steckt die Hände gern in die Hosentaschen und verachtet die Menschheit noch weit mehr, als der eigentliche Geheime Rath. Eigentlich befindet er sich fortwährend auf einem jägermäßigen Anstande nach Medaillen, Preisen und Orden, die vom Auslande bei Industrie-Ausstellungen vertheilt werden, und geht selten leer aus. Zu seinen löblichsten Eigenschaften gehört die

Lust, wohlzuthun, oder seinen Namen in den Zeitungen gedruckt zu sehen. Er zeichnet deshalb, wenn irgendwo ein großes Unglück geschieht, niemals unter fünfzig Thalern, und wir hoffen, daß ihm dies dereinst als Abbuße seiner übrigen zahlreichen Sünden vor jenem Richter, der die Geheimschrift des Herzens wie Fraktur liest, zu Gute kommen werde.